



SPRACH REPORT

P 20157 F

2/88

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Im Hochdeutschen ist das männliche Geschlecht das vorzüglichere

Die Auffassung, daß Genus und Sexus nicht unbedingt zwei Paar Stiefel sind, ist älter als die feministische Linguistik, schien sie doch bereits der aufklärerischen Vernunft Campes durchaus plausibel – einer Vernunft allerdings, von der schon manche seiner Zeitgenossen meinten, sie sei in sprachlichen Dingen nicht eben der Weisheit letzter Schluß.

Als er sich 1795 in einem Aufsatz in den Braunschweiger »Beiträgen zur Beförderung der fortschreitenden Ausbildung der deutschen Sprache« mit Adelungs These auseinandersetzte, das beste Hochdeutsch werde in den höheren Klassen Obersachsens gesprochen, wies er widersprechend auf mancherlei sprachliche Eigentümlichkeiten der obersächsischen Sprechart hin, die nicht als Hochdeutsch gelten könnten, u. a. auf »die Gewohnheit, die Fürwörter *jeder* und *mancher*, auch *einer*, in Beziehung auf Personen, geschlechtslos zu gebrauchen, z. B. *manches* von Ihnen wird glauben, *jedes* setzt sich dann auf seinen Stuhl, *eins* aus der Gesellschaft geht hinaus«. Kommentierend fährt er fort:

»Ich finde diesen Gebrauch zwar gerade nicht tadelnswürdig; ich möchte es vielmehr für ganz vernünftig erklären, daß man da, wo von Personen beiderlei Geschlechts die Rede ist, und nun eine von ihnen ohne nähere Bestimmung angegeben werden soll, lieber geschlechtslos, als mit der, nur auf einige unter ihnen, nicht auf alle passenden Bestimmung durchs männliche Geschlecht, von ihnen redet; allein es ist doch nichts desto weniger wahr, daß dieser Gebrauch bis jetzt nur noch Obersächsisch, noch nicht Hochdeutsch ist, weil er, so viel

ich bemerken konnte, bei keinem andern Schriftsteller, als den Obersächsischen, vorkommt. Der Hochdeutsche braucht in Fällen dieser Art das männliche Geschlecht, als das vorzüglichere: jeder von Ihnen, mancher unter uns, einer geht hinaus.«

Die strittige Frage ist, ob denn wirklich zutrifft, was Campe und die Feministinnen glauben, daß »die Bestimmung durchs männliche Geschlecht« nicht auf alle passe und somit Frauen mit Grund sich nicht mitgemeint fühlen, wenn von *jedem*, *manchem*, *einem*, auch *man*, *Studenten* und *Ministern* die Rede ist, oder ob die Kritiker recht haben, die meinen, diese Auffassung beruhe auf einer unzulässigen Vermischung von Genus und Sexus.

Es spricht allerdings manches dafür, daß die Frage auf dieser Ebene gar nicht entschieden wird, weil die feministische Sprachreflexion inzwischen bei den Sprecherinnen und Sprechern, die von ihr erreicht worden sind, ein Faktum geschaffen hat, das unabhängig davon besteht, ob die Ausgangsphase der traditionellen Diskriminierung der Frauen durch die Verwendung des männlichen grammatischen Geschlechts begründbar ist oder nicht. Wenn nämlich für Gruppen von Sprecherinnen und Sprechern Genus Sexus konnotiert, dann ist das jenseits der Frage, ob diese Verknüpfung Bestandteil der sprachlichen Wirklichkeit war oder sich erst vermittelt über eine möglicherweise fehlgeleitete Reflexion gebildet hat, ein relevantes sprachliches Faktum. Das produktive und rezeptive Sprachverhalten der Sprecherinnen und Sprecher wird reguliert von dem, was sie *für wahr halten*.

Kurz: die bloße Behauptung, daß das männliche grammatische Geschlecht Frauen nicht einschließe, reicht eventuell aus, die Wahrheit des Behaupteten zu bewirken. Und jede neue Anzeige, die männliche und weibliche Formen differenziert, jeder Text, der wie dieser *Sprecher* und *Sprecherinnen* unterscheidet, ist ein weiterer Schritt auf einen Endpunkt hin, an dem jemand, der *Sprecher* sagt, in der Tat Frauen ausschließt. In vergleichbarer Weise hat die publizistische Auseinandersetzung mit der Sprache des Nationalsozialismus, insbesondere in Gestalt des »Wörterbuchs des Unmenschen«, im Sprachbewußtsein derer, die diese Diskussion direkt oder indirekt erreicht hat, eine Verknüpfung bestimmter Wörter mit dem faschistischen Regime bewirkt, obwohl man zumindest bei einigen Wörtern bezweifeln konnte, daß sie von den Sprachkritikern zu Recht als faschistische gebrandmarkt worden waren.

Walther Dieckmann, FU Berlin

Aus dem Inhalt

Aufklärerische Sprachkritik von Jürgen Schiewe	S. 2
Das Fremdwort – ein Scheinphänomen? von Gerhard Augst	S. 4
Aphasieforschung von Bernd Ulrich Biere	S. 7
Selbstmord – Suizid – oder was sonst? von Hans-Dieter Friedt und Monika Kolvenbach	S. 11

AUFKLÄRERISCHE SPRACHKRITIK

Carl Gustav Jochmann und die Fremdwortfrage

Das Fremdwort, für viele Menschen noch immer ein »heißes Eisen«, hat als Terminus der Sprachwissenschaft längst ausgedient. Es sollte, zusammen mit der gesamten Fremdwortdiskussion, nun endlich zum »alten Eisen« geworfen werden. Denn eine Betrachtungsweise, die ein Wort deshalb als Fremdwort wertet, weil es erst im 18. oder 19. Jahrhundert in die deutsche Sprache übernommen wurde, ist innerhalb der heutigen, überwiegend an der Beschreibung von Sprachzuständen interessierten Linguistik methodisch unhaltbar geworden.

Dieser, erst unlängst von Gerhard Stickel noch einmal bekräftigten Auffassung¹ ist sicherlich zuzustimmen – mit einer Einschränkung allerdings: Innerhalb der in Deutschland mehr als 300 Jahre währenden Fremdwortdiskussion gab es eine Phase, die das Fremdwort nicht unter dem historischen und nationalistischen Aspekt des »Undeutschen« betrachtete, sondern – und das käme den methodischen Vorgaben der heutigen Linguistik sehr nahe – unter dem auf den Sprachzustand bezogenen Aspekt der »Gemeinverständlichkeit«. Zwar ist die aus dieser Betrachtung resultierende Kritik des Fremdwortes gewiß gebunden an die historischen und gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Entstehung, sie enthält jedoch Argumente, die meines Erachtens für die sprachkritische Diskussion heutiger Tage noch von Gewicht und Anreiz sein könnten. Zudem bietet eine Beschäftigung mit dieser Phase der Fremdwortdiskussion die Gelegenheit, der heute weitgehend negativ beurteilten Geschichte des deutschen Purismus in ihrer gesamten historischen Dimension gerechter zu werden.

Aufklärerische Prinzipien

Diese Einschätzungen, die ich im folgenden skizzieren möchte, betreffen die aufklärerische Phase der Fremdwortkritik um 1800. Insbesondere deren herausragende Vertreter Joachim Heinrich Campe, dessen praktisches Verdeutschungsprogramm ich an anderer Stelle erläutere², und Carl Gustav Jochmann, der in seiner bislang wenig beachteten Schrift »Über die Sprache« (1828)³ eher eine »Theorie der Verdeutlichung von Fremdwör-

tern« geliefert hat, lohnen, wie ich meine, eine über bloß Historiographisches hinausgehende Beschäftigung.

Jochmann unternimmt in dem umfangreichen Kapitel »Die Sprachreiner« seiner genannten Schrift den Versuch, dreierlei zu zeigen: »[1] unter welchen Umständen die Natur der Dinge das Ableiten eines Wortes aus den eignen Sprachquellen gebieterisch verlangt; [2] unter welchen andern hingegen die Beseitigung des fremden oder fremdartigen überflüssig oder sogar unzweckmäßig seyn würde; und [3] worin endlich die Mißgriffe, die unsre Sprachreiner dem Spotte preisgeben, bestehen« (S. 41). Für seine Untersuchung baut er auf die grundlegende Erkenntnis, daß »vergleichungsweise nichts darauf an[kommt], ob eine Sprache nur aus gleichförmigen oder aus den verschiedenartigsten Stoffen gebildet wurde«; aber, schreibt er weiter, »es ist ein desto wichtigeres, ein unumgängliches Erfordernis, daß jede, wie einfach oder zusammengesetzt, wie rein oder gemischt, in jedem Falle gemeinverständlich sey« (S. 42). Nur das Prinzip der »Gemeinverständlichkeit«, meint Jochmann, könne »die Nothwendigkeit einer ähnlichen, aus den eignen Stoffen jeder Sprache geschehenen Bildung einzelner Theile derselben beweisen« (S. 42).

Mit diesem Prinzip hat er die Grundlage für eine Analyse der Fremdwortfrage gelegt, die sich ausschließlich an den kommunikativen Zwecken der Sprache orientiert. Gleichzeitig hat er auch die Richtung angezeigt, in die seine Sprachkritik zielt: auf die Aufhebung einer Sprachentrennung, die es großen Teilen der Bevölkerung unmöglich macht, an den gesellschaftlich relevanten Kenntnissen seiner politisch weit hinter ihren Möglichkeiten zurückgebliebenen Zeit teilzuhaben. Letztlich speist sich Jochmanns Auseinandersetzung um das Fremdwort, ja um die Sprache überhaupt, aus diesem politischen Impuls der Volksaufklärung. »Unsre Macht ist Wissen, und unser Wissen Sprache«, schreibt er (S. 45), was heißen soll, daß vor allem das Bürgertum in dieser Zeit der Restauration über eine gemeinverständliche Sprache an ein Wissen heranzuführen ist, aus dem sich dann die Beteiligung an der politischen Macht ergeben muß.

Aspekte des Fremdwortes

Auf dieser Basis nun sucht Jochmann nach Kriterien, die ein Urteil über die Beibehaltung oder die Übersetzung von Fremdwörtern begründen könnten. Für ihn ist klar, daß die *Konkreta*, die Bezeichnungen für »Gegenstände der äußeren Wahrnehmung«, keiner Übersetzung bedürfen, weil hier die »Sache und ihre Benennung« sich unmittelbar den Sinnen einprägen (S. 47). In diesem Bereich der sprachlichen Zeichen ist das Verstehen und Erinnern sachgesteuert, so daß die Zeichen selbst keinen Einfluß auf das Denken haben und lediglich als Etikett dienen.

Bei den *Abstrakta*, den Bezeichnungen für »Gegenstände der inneren Wahrnehmung«, dagegen ist das Denken viel enger mit der Sprache verknüpft. Verstehen und Erinnern werden von der Form des Zeichens aus gesteuert. Die Vorstellung eines abstrakten Sachverhalts ist nämlich nicht, wie die sinnlich wahrnehmbare Sache, als Bild gespeichert, sie muß vielmehr immer wieder neu erzeugt werden. Für die Verständlichkeit dieser Wörter ist es – nach Jochmann – deshalb unabdingbar, daß sie aus schon bekannten Bestandteilen der Sprache gebildet werden:

»Gerade in seiner Verwandtschaft mit andern Ausdrücken, gerade in seinen Beziehungen auf andere Vorstellungen, als die es unmittelbar erwecken soll, besteht ja oder zeigt sich wenigstens der Sinn, und an alle diese Beziehungen erinnert ja eben die jedesmalige Beschaffenheit oder Zusammensetzung eines Wortes« (S. 49f.).

Dieser von Jochmann besonders herausgestellte Bereich ist für das Prinzip »Gemeinverständlichkeit« deshalb so wichtig, weil hier der sprachliche Ausdruck konstitutiv ist für den Begriff, für die Vorstellung:

»Wie Zahlenreihen in einzelnen Zahlen haben Wörter in den einzelnen Sylben [heute würde man von »Morphem« sprechen] ihren Werth, d. h. ihre Bedeutung, und ein sich den übrigen Gliedern der großen Sprachkette nicht anschließendes, ein auch in diesem Sinne unzusammenhängendes Wort ist ein unzusammenhängender Begriff« (S. 48).

Mit diesem Umriß kommt Jochmann dem Strukturprinzip innerhalb der Sprache schon sehr nahe.

Nutzen und Nachteil der Fremdwörter

Gemeinverständlichkeit, also die selbsterklärende Gestalt und Funktion der *Abstrakta*, ist für Jochmann aller-

dings dann nicht mehr das höchste Ziel der Sprache, wenn dadurch der Weg zur wahren Erkenntnis des Sachverhaltes versperrt oder umgekehrt werden könnte. In den Wissenschaften spricht er sich deshalb für die Beibehaltung des fremdsprachlichen, d. h. nicht-erklärenden, arbiträren Terminus aus, weil dieser zum einen die internationale Verständigung gewährleistet und zum anderen die bloße Etikettierung der Gegenstände dem Wandel wissenschaftlicher Erkenntnisse entgegenkomme.

Ein erklärender, durchsichtiger wissenschaftlicher Terminus birgt in sich die Gefahr der Verewigung »wissenschaftlicher Irrthümer« (S. 95). Ein wortgesteuertes Denken, wie es eine durchsichtige Terminologie geradezu provozieren würde, verleitet vor allem in den erklärenden Naturwissenschaften dazu, die Benennung für die Sache zu nehmen und deren Wesen aus der Bedeutung des Wortes abzuleiten.

»Eben die Einsichten aber, die wir der Erfahrung verdanken, eben die Vorstellungen, durch die wir uns eine Welt von Erscheinungen ordnen und erklären, sind naturgemäß einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen, und nur dadurch von einigem bleibenden Werthe, daß wir ununterbrochen in ihnen fortschreiten« (S. 94).

Gerade der aufklärerische Gedanke der Perfektibilität des Menschen und seiner Erkenntnisse erfordert hier eine »neutrale« Benennung, eine Sprache also, die den ungetrübten Blick auf die Sache nicht verstellt.

Dieser Form von fachlichem, an eine Ausbildung gebundenem Wissen steht nach Jochmann eine andere gegenüber, die für jeden Menschen wichtig ist und die auch von jedem Menschen bei näherer Beschäftigung erlangt werden könnte. Er meint ein Wissen vor allem in Politik, Religion und Philosophie, in Bereichen also, in denen dem Menschen Wert- und Machtvorstellungen vermittelt werden. Hier fordert er Öffentlichkeit, d. h. eine gemeinverständliche Sprache, die mittels »Durchsichtigkeit« der Wörter einen Blick auf die gemeinten Sachverhalte zuläßt.

Gerade die »ideologieverdächtigen« Sphären der Sprache bedürfen einer Aufklärung in dem genannten Sinne, denn hier kann das Fremdwort oft eine verschleiende Funktion übernehmen und bestimmte, vorgeprägte Meinungen und gesellschaftliche Verhältnisse zementieren. Seine Übersetzung ist dann ein Mittel der Entlarvung und Versachlichung, denn sie öffnet den Blick auf die dahinterliegenden Denk- und Sachzusammenhänge. Jochmann erläutert an den Beispielen *Deputierter*

und *Repräsentant*, die formal eine isolierte Stellung im Sprachgefüge des Deutschen einnehmen, wie ihre Übersetzung in »Abgeordneter« und »Stellvertreter« einen ganzen anderen Denk- und Werthorizont eröffnet (S. 68).

deutsch, deutscher, ...*

Lebenslehre

Biologie

(Campe 1813)

Lehre von den Erzeugnissen der Lebensthätigkeit in der Scheidekunst

Biochemie

(Kaltschmidt 1863)

lebenskundig

biologisch

(Petri 1879)

Balltafenspiel

Billard

(Petri 1911)

wirrförmig

bizar

(Duden, Etymologie 1963)

* Verdeutschungsvorschläge aus deutschen Wörterbüchern 1813–1963

Hier also schafft Gemeinverständlichkeit erst eine Form von Öffentlichkeit, in der Meinungen sich bilden und in Richtung auf Wahrheit verändern können. Und da, wie Jochmann sagt, die Öffentlichkeit der Meinungen nicht von der ihrer Gegenstände zu trennen ist, sind Staats- und Gesellschaftsver-

änderungen die notwendige und unumgängliche Folge beim Übergang zu einer gemeinverständlichen Sprache. Damit deutet sich ein – für die heutige Soziolinguistik wichtiger – innerer Begründungszusammenhang zwischen Denken, Sprechen und Gesellschaftsorganisation an.

In seiner ihm eigenen Diktion hat Jochmann den Nutzen und Nachteil der Fremdwörter so zusammengefaßt:

»Es läßt sich die Regel aufstellen, daß jeder nur in irgend einem besondern Fache der Kunst oder Erfahrungswissenschaft seiner eigentlichen Anwendung fähige Ausdruck [...] ohne Schaden und oft mit Nutzen ein fremder seyn und bleiben mag, [daß] Wörter hingegen, deren ganz eigentlicher Sinn allgemeinere Verhältnisse bezeichnet, und die folglich nicht erst in einem besondern Fache der Kunst oder Wissenschaft zu erlernen, oder doch eigentlich nur in einem solchen zu gebrauchen sind, einer Verständlichkeit bedürfen, die so allgemein ist als ihre Bedeutung, einer Gültigkeit [bedürfen,] die so allgemein ist als ihr Zweck, und wie sie dem bloßen Darlehn einer fremden Sprache unmöglich zu Theil werden kann« (S. 115).

Mit diesem Kriterium ließe sich im Rahmen einer politischen Sprachkritik wohl auch heute noch arbeiten.

Die Fehler der Sprachreiner

Jochmann wirft den sprachreineren Bestrebungen seiner Zeit vor allem eines vor:

»Die Vorliebe unsrer Sprachkünstler für das Gleichförmige des Ausdrucks erstreckte sich [...] nur auf das Aeußere desselben; für den gleichartigen Sinn, den unser Sprachgebrauch an gleichartige Formen zu knüpfen gebietet, sind sie weniger besorgt« (S. 148).

Die meisten deutschen Übersetzungen treffen also nicht den Sinn der fremdsprachlichen Bezeichnungen: Bedeutungsverengungen oder -erweiterungen (*Reisezug* vs. *Karavane*), Verlust der historischen und fachgebundenen Lokalisierung (*Höhlenbewohner* vs. *Troglodyten*) sowie der umfassenden Bezeichnung (*Menschlichkeit* vs. *Humanität*) sind die Folge. Wenn also, so Jochmanns Regel, Übersetzungen aus dem genannten Grund der Gemeinverständlichkeit nötig sind, dann müssen sie den genauen Sinn des Ausgangswortes treffen. Die Form mit den Kriterien der Kürze und des Wohlklanges dagegen wäre zweitrangig.

Gerade mit seiner umfassenden Kritik des Purismus hat Jochmann gezeigt, daß eine Sprachkritik nur dann

sinnvoll und begründet betrieben werden kann, wenn sie dem allgemeinemenschlichen Zweck des Verstehens und der Verständigung dient. Über diesem – außersprachlichen – Zweck aber steht der Grundsatz, daß die inner-sprachlichen Regeln des Systems sowohl auf der Ausdrucks- als auch auf der Bedeutungsseite nicht durch Eingriffe in die Sprache verletzt werden dürfen, weil ansonsten meist eine Verschlechterung und nur selten eine Verbesserung der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten erreicht wird.

Sprachkritik muß also beispielgebend, darf aber nie normsetzend sein – eine Erkenntnis, die Jochmann als »Bitte an die Sprachkünstler« so formuliert hat:

»Begnügt Euch nicht, Euren Reichtum nur zu verzeichnen, setzt ihn in

Umlauf; begnügt Euch nicht, Wörter zu erfinden, wendet sie an; gebt uns nicht Regeln, gebt uns Muster, so werden wir selber uns Regeln abnehmen und darauf zählen können, daß es die rechten sind« (S. 176).

Jürgen Schiewe

Jürgen Schiewe wurde in diesem Jahr mit dem Förderpreis für germanistische Sprachwissenschaft der Hugo-Moser-Stiftung ausgezeichnet; er arbeitet am Seminar für Deutsche Sprache und Ältere Literatur der Universität Freiburg

Literaturhinweise

- 1 Vgl. Gerhard Stickel: Das »Fremdwort« hat ausgedient. In: Mitteilungen 11. Hrsg. von Institut für deutsche Sprache. Mannheim 1985, S. 7–17.

- 2 Jürgen Schiewe: Joachim Heinrich Cam-pes Verdeutschungsprogramm. Überlegungen zu einer Neuinterpretation des Purismus um 1800. In: Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation. Heft 1/1988, S. 17–34.
- 3 Carl Gustav Jochmann: Ueber die Sprache. Heidelberg 1828 [Faksimiledruck nach der Originalausgabe von 1828, mit Schlabrendorfs »Bemerkungen über Sprache« und der Jochmann-Biographie von Julius Eckardt hrsg. von Christian Johannes Wagenknecht. Göttingen 1968]. Eine gekürzte Fassung ist erschienen unter dem Titel: Politische Sprachkritik. Aphorismen und Glossen. Hrsg. von Uwe Pörksen. Stuttgart 1983. Seitenzahlen im Text beziehen sich im folgenden auf die Ausgabe von 1828. Eine Interpretation dieser Schrift habe ich versucht in: Sprache und Öffentlichkeit. Carl Gustav Jochmann und die politische Sprachkritik der Spätaufklärung. Berlin 1988 (= Philologische Studien und Quellen, Heft 119) [im Druck].

ZUTREFFENDES MERKEN

Betr.: Erstsemester/innen-Tage-Brief

Liebe Fachschafts-Erstsemester/innen-Arbeiter/innen,

vielen Dank für Ihren/Euren Brief an die Germanistik-Dozent/inn/en v. 16.3.87. Jede/r/s Erstsemester/in wird Euch/Ihnen dankbar sein, wenn er/sie/es von den älteren/linguistischen/neueren Abteilungsvertreter/inne/n über die GK/V/PS/Ü-Kurse informiert wird. Ich bewundere Ihre/n/Eure/n gute/n Willen/Gesinnung bei der Arbeit an/mit für den/die Anfangssemester/inne/n so sehr wie Eure/Ihre Wortbildungs/Recht-schreibungs-Kreativität, auf die Ihr/Sie gerade als Germanistik-Zweit/Dritt/Viert-Fünftehnt-Semester/innen stolz sein könn/t/en. Vielleicht sollt/et/en Ihr/Sie in einer Binde/Schrägstrichwörter-AG nach weiteren Möglichkeiten suchen, die häßlichen und gänzlich überflüssigen Wörter "und" und "oder" gänzlich auszumerzen und/oder die Frauenemanzipation durch ausgewogene sprachliche Verstümmelung beider Geschlechter weiter voranzutreiben.

Mit freundlichen Grüßen

Walther Dieckmann

unveröffentlichter Leserbrief an »Der Wecker«, Berlin

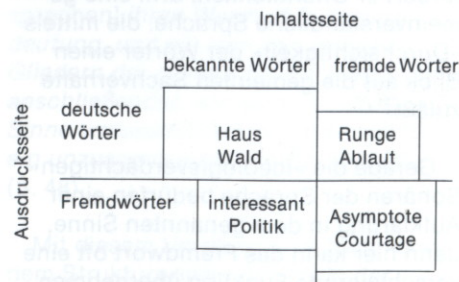
DAS FREMDWORT – EIN SCHEINPHÄNOMEN?

In den ersten Nummern des SPRACHREPORT findet sich ein Beitrag von G. Stickel »Wert das Fremdwort zum alten Eisen!«, flankiert durch einen Dreiteiler von A. Kirkness und U. Wetz »Abschied von einem Mythos«. Sie popularisieren damit Forschungsergebnisse, die interessante Einsichten brachten – also z. B., daß 40% aller Fremdwörter hausgemacht sind – und die zu der Schlußfolgerung führen: Fremdwörter sind eigentlich ein Scheinproblem und Scheinphänomen. Konsequenz ist, daß heute oft nur noch von »sogenannten Fremdwörtern« gesprochen wird. Das Wort »sogenannt« signalisiert im Deutschen, daß es etwas gibt, was es eigentlich nicht geben darf. So verfuhr bisher auch die Rechtschreibreformkommission des IDS, der ich angehöre. Sie erkennt etwas als eigenen regelungs- und reformbedürftigen Problembereich der deutschen Rechtschreibung, weiß aber von den oben genannten Forschungen und spricht deshalb von der Reform der »sogenannten« Fremdwörter. Dieser offensichtliche Widerspruch hat mich dazu geführt, noch einmal die Argumente für die Abschaffung des Begriffs des Fremdwortes zu bedenken.

1. Sprachteilhaber wissen und erleben (synchron), daß Wörter aus der Fremde kommen; da fast alle Deutschen mit dem Englischen im Kontakt stehen, mehr als zu jeder früheren Zeit. – Wenn es richtig ist, daß es, diachron betrachtet, Fremdwörter gibt, dann gibt es sie auch synchron betrachtet. Sprachzustand und Sprachgeschichte sind zwei komplementäre Phänomene, die nicht unabhängig voneinander bestehen. Die diachrone Aussage kann nur dann Gültigkeit haben, wenn sie

auch für mindestens einen synchronen Zustand zutrifft.

2. Fremde Wörter (im Sinne von v. Polenz) und Fremdwörter sind zwei unterschiedliche Teilmengen aus dem Gesamtwortschatz aufgrund unterschiedlicher Kriterien. Sie haben unterschiedliche komplementäre Begriffe: bekannte Wörter – fremde Wörter und deutsche Wörter – Fremdwörter. Der Gegensatz fremdes Wort vs. bekanntes Wort bezieht sich auf das signifié, die Inhaltsseite, der Gegensatz Fremdwort vs. deutsches Wort auf das signifiant, die Ausdrucksseite. Fremdwörter und fremde Wörter haben jedoch eine gemeinsame Schnittmenge; d. h., die beiden Gegensatzpaare stehen in Kreuzklassifikation zueinander:



Da die Fachsprachen heute sehr oft international sind – auf der Basis des Lateinischen und Griechischen –, ergibt sich für den normalen Sprachteilhaber, auch quantitativ gestützt, eine vereinfachte Gleichung:
deutsche Wörter = bekannte Wörter
Fremdwörter = fremde Wörter

In der Mehrzahl der Fälle sind die bekannten Wörter deutsche Wörter und die fremden Wörter Fremdwörter.

3a) Es gibt – diachron betrachtet – Pseudofremdwörter:

- Wörter, die aus deutschen Wörtern entstanden sind, z. B. *Efeu*, *Bovist*;
- Wörter, die es gar nicht in der fremden Sprache gibt, sondern die im Deutschen aus fremden Morphemen gebildet werden, z. B. *Twen*, *Dressman*;
- Wörter, die es in der Bedeutung nicht in der fremden Sprache gibt, z. B. *rasant*, *Collier*.

b) Es gibt – diachron betrachtet – pseudo-deutsche Wörter, herkömmlicherweise Lehnwörter genannt, z. B. Ziegel (< tegula), Mauer (< murus), kilen (< to kill).

Synchron betrachtet, sind die Fälle unter a) Fremdwörter, die Fälle unter b) deutsche Wörter. Genausowenig wie es synchron für den Sprachteilhaber zur Beurteilung des Wortstatus relevant ist, daß ein Teil der deutschen Wörter historisch aus Fremdwörtern entstanden ist, genausowenig ist es für ihn synchron relevant, daß manche Fremdwörter historisch gar nicht aus der Fremde kommen! Pseudofremdwörter und Lehnwörter sind daher kein Beweis dafür, daß es für den Sprachteilhaber synchron die Unterscheidung Fremdwort vs. deutsches Wort nicht gibt.

4. Der Sachverhalt, daß der Sprachteilhaber bei manchen Wörtern schwankt, ob er sie als Fremdwörter oder als deutsche Wörter einordnen soll, z. B. *Garde*, *Pirol*, *Vene*, ist kein Argument dafür, daß es die Unterscheidung Fremdwörter – deutsche Wörter nicht gibt, denn

(1) ist er bei vielen Wörtern in der Zuordnung sicher, z. B. *Eventualität* vs. *Ausgang*, *Ophthalmologe* vs. *Augenarzt*, und

(2) folgt aus dem Faktum, daß für die Sprachteilhaber – diachron betrachtet – ein Wort zu einem Zeitpunkt X ein Fremdwort, aber zu einem späteren Zeitpunkt Y ganz sicher ein deutsches Wort (= Lehnwort) ist, mit Notwendigkeit, daß es für jedes dieser Wörter ein Stadium des Übergangs (ge)geben (haben) muß. Dies erklärt zureichend, warum der Sprachteilhaber synchron bei manchen Wörtern schwankt.

5. Fremdwörter werden durch phonische, graphische und morphologische Besonderheiten von den deutschen Wörtern abgehoben. Die phonischen, graphischen und morphologischen Besonderheiten ihrerseits werden oft durch die Unterscheidung Fremdwörter vs. deutsche Wörter beschrieben. Dies sieht zwar nach einem Zirkelschluß aus; ist es aber nur, wenn man den Sachverhalt ahistorisch betrachtet.

6. Die ablehnende Haltung gegenüber allem Fremden drückt sich nicht nur in dem Begriff, sondern auch in dem Terminus »Fremdwort« aus (vgl. ebenso niederl. *bastardword*). Sollte man aber deshalb nur von »Lehnwörtern« (vgl. engl. *loan words*) sprechen? Es bleibt einerseits zweifelhaft, ob man eine Haltung (attitude) durch ein besser motiviertes Wort wirklich beeinflussen kann (vgl. Fremdarbeiter > Gastarbeiter) und andererseits führt es zu Mißverständnissen, anstelle des Terminus »Fremdwort« den festeingefahrenen Terminus »Lehnwort« zu nehmen, müßte doch für diesen Begriff dann ebenfalls ein neuer Terminus (»verblaßtes/ehemaliges Lehnwort«?) gefunden werden.

Aus dem allen kann ich nur die Folgerung ziehen: es gibt Fremdwörter! Sie sind ein besonderes Phänomen im Wortschatz fast einer jeden Sprache, das dem Sprachteilhaber dann bewußt wird, wenn es ihm besondere Probleme macht: Aussprache, Schreibung,

Beugung, Ableitung, mangelnde Motivierung usw., das alles war und ist auch ein Problem für die Sprachwissenschaft.

Mit gleichem Recht kann sich die Sprachwissenschaft freilich auch den Problemen der Inhaltsseite zuwenden und über die inhaltlich fremden Wörter (»schwere Wörter«) forschen, wie es das IDS tut. Das eine schließt das andere nicht aus!

Es ist das Verdienst der Forschungen von v. Polenz, Stickel und Kirkness, einige Ansichten über das Fremdwort als falsch und einseitig entlarvt zu haben. Aber trotz der schlimmen ideologischen Kampagnen gegen das Fremdwort vom 17. bis zum 20. Jh. durch eine korrumpierte Sprachwissenschaft und durch die davon abgeleiteten Vulgärtheorien mancher Sprachpfeleger ist es ein falscher Weg der Vergangenheitsbewältigung, das in Verruf geratene Problem durch das Beschwören seiner Nichtexistenz aus der Welt zu schaffen. »Entmythologisierung« mit Kirkness – ja. Aber man kann, um es platt zu formulieren, das Fremdwort nicht mit dem Purismus ausschütten. Das Fremdwort darf für die Sprachwissenschaft kein Fremdwort werden!

Gerhard Augst

Dr. Gerhard Augst ist Professor für Germanistische Linguistik an der Gesamthochschule Siegen und Mitglied der IDS-Kommission für Rechtschreibfragen

Anm. der Redaktion:
Damit (besonders auch, wenn man den Beitrag von G. Augst mit dem von G. Schiewe in diesem Heft vergleicht) scheint die »Fremdwortdiskussion« aus den ersten Hefen des SPRACHREPORT wieder eröffnet.

MANCHER LASTER ANFANG . . .

Benjamin hat zum Fest von der Patin das gewünschte Spiel geschenkt bekommen. Es heißt *Auf Achse* und ist mit dem Kritikerpreis *Spiel des Jahres 1987* ausgezeichnet worden. Gespannte Erwartung vor dem ersten Spiel. Die Spielklärung läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Laster sollen auf der »Transport-Szene zwischen

Flensburg und Verona« Waren von Start- zu Zielorten transportieren, die auf einem großen Spielplan etwa ihrer geographischen Lage entsprechend eingetragen sind. Erste Orientierung für die Kinder: »Aha, hier ist Mannheim, hier Dortmund, hier München, aber was ist denn Milano?« – »Mailand«, klärt weltläufig der Vater auf, bleibt aber eine Erklärung dafür schuldig, warum man denn das nicht auch hingeschrieben habe, so ebenfalls bei den Städten *Bruxelles*, *Genève* und *Trieste*. Warum, so fragt er sich auch selbst, stehen da nicht die deutschen Städtebezeichnungen? Soll das Spiel vielleicht auch auf den europäischen

Markt gebracht werden? Doch dann hätte man ja wohl auch *Cologne*, *Munich* oder *Hamburgo* und *Francoforte* schreiben müssen. Und wieso steht auf dem Plan eigentlich *Bozen*? – Das hätte doch nun wirklich konsequenterweise *Bolzano* heißen müssen. Eigennamen haben ihre Eigenheiten. Doch dafür hatten die Preisverleiher offenbar kein (sprach-)kritisches Auge.

Wolfgang Klein

Dr. Wolfgang Klein ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache

Neurolinguist am Aachener Klinikum

Gespräch mit Prof. Dr. Walter Huber

Herr Huber, Sie sind nicht der einzige Linguist, der in interdisziplinären Forschungsgruppen zusammen mit Medizinerinnen, Neurologen, an neurolinguistischen Forschungsprojekten arbeitet. Aber Sie sind bislang der einzige Linguist in der Bundesrepublik, der Professor für Neurolinguistik und als Linguist Oberarzt an einer Klinik ist?

Huber: Den »Oberarzt« können Sie streichen. Ich habe natürlich keine ärztlichen Funktionen, aber die Habilitation für Neurolinguistik ist schon eine Besonderheit. Nun ist es allgemein in der Medizin so, daß nicht-medizinische Randgebiete, wie die Biochemie oder die Physik oder auch Ingenieurwissenschaften zunehmend auch in den medizinischen Fakultäten angesiedelt sind. Die Fakultät hier in Aachen hat mehrere nicht-medizinische Habilitierte und ich bin auch nicht der erste, der aus dem Bereich der Geistes- und Humanwissenschaften in der medizinischen Fakultät habilitiert ist, aber für Neurolinguistik als promovierter Linguist bin ich der erste.

Sie haben den »Oberarzt« etwas von sich gewiesen. Sie arbeiten hier in der Forschergruppe »Aphasie und kognitive Störungen«, aber sind Sie nicht trotzdem auch in der Patientenversorgung, in der Aphasiediagnostik und -therapie tätig?

Huber: Ja natürlich. Ich habe neben der Forschung eine Reihe von klinischen Aufgaben. Wir haben hier am Klinikum eine große Sprachambulanz, die ich als Senior unserer Gruppe leite. Außerdem haben wir eine spezielle Aphasiestation mit zwölf Betten, wo wir Patienten aus der ganzen Bundesrepublik behandeln. Wir versuchen dort logopädische Intensivtherapien durchzuführen, d. h. wir machen sieben Wochen lang Sprachübungen, zweimal am Tag, zusammen mit neuropsychologischem und krankengymnastischem Training.

Auch auf der Aphasiestation habe ich verschiedene Aufgaben. Ich gehöre dort zum Stationsteam und nehme an den Supervisionen der Logopäden teil und habe viele Beratungsgespräche mit Patienten, ihren Angehörigen sowie mit den Logopäden und den Kollegen aus anderen therapeutischen Berufen.

Dazu kommt als dritter klinischer Bereich die Ausbildung von Logopäden hier an der Lehranstalt für Logopädie.

Wir haben von Neurolinguistik gesprochen. Kann man auf einen kurzen

Netter bringen, womit sich die Neurolinguistik befaßt und in welchem Verhältnis sie zur Neurologie einerseits und zur Linguistik andererseits steht?

Huber: Der Gegenstand der Neurolinguistik ist die Zuordnung von Vorgängen des menschlichen Gehirns zu sprachlichem Verhalten. Neurolinguistik hat als wichtiges Teilgebiet die sogenannte Patholinguistik, in der man sich speziell mit Sprachstörungen beschäftigt. Denn bei Sprachstörungen sind beide Seiten – Gehirn und sprachliches Verhalten – verändert und die Veränderungen können dann zugeordnet werden. Aber ich möchte daran erinnern, daß wir auch über das nicht gestörte, nicht pathologische Gehirn, die Art, in der Sprache dort verarbeitet wird, durch eine Reihe von Untersuchungstechniken in den letzten Jahren mehr und mehr Informationen gewonnen haben. Neurolinguistik sollte man also auf keinen Fall mit Patholinguistik gleichsetzen. Es geht generell darum, die Grundlagen des sprachlichen Verarbeitens im menschlichen Gehirn zu erforschen.

Aphasie, ist das eine Krankheit?

Huber: Eine Krankheit ist Aphasie nicht, sondern es ist eine Folge von verschiedenen Erkrankungen des zentralen Nervensystems. Es ist eine Behinderung. Aphasien entstehen nach Schlaganfällen, nach Hirnverletzungen und anderen Erkrankungen im Gehirn.

Aphasie ist eine Störung im sprachlichen Wissen und in der Verwendung dieses Wissens in verschiedenen sprachlichen Modalitäten wie Sprechen, Verstehen, Schreiben, Lesen. Und man kann Aphasie mit Hilfe linguistischer Kenntnisse als Störungen bestimmter Einheiten und Regularitäten in verschiedenen Komponenten des Sprachsystems beschreiben. »Beschreiben« möchte ich ganz dick unterstreichen, weil manchmal die vereinfachte Vorstellung besteht, daß diese sprachsystematischen Komponenten einfach ins Gehirn versetzt sind und die dann – wunderbar isoliert – dort gestört sind, was wir dann bei Aphasie vermeintlich sehen. Das ist bei weitem nicht so.

Der linguistische Beitrag zur Aphasieforschung ist zunächst sicherlich ein theoretischer Beitrag. Kann man auch Beispiele nennen, wo konkrete Forschungsergebnisse aus der linguistisch verstandenen Aphasieforschung hervorgehen, die auch zu Fort-

schritten in der Arbeit »am Patienten«, in der Aphasiediagnostik und -therapie beitragen?

Huber: Ich bin versucht zu sagen, hauptsächlich durch neurolinguistische Forschungen haben wir Fortschritte in der Aphasiotherapie erreicht, obgleich wir noch in den Anfängen wirklich gezielter und systematischer Aphasiotherapieforschung stecken. Es fehlt eine wirklich fundierte und explizite Theorie der Aphasiotherapie. Es gibt viel zu wenig kontrollierte klinisch-experimentelle Untersuchungen zur Aphasiotherapie. Wir wissen ganz wenig über die Lernkapazität von aphasischen Patienten und wir wissen sehr wenig über die unterschiedlichen Effekte, die verschiedene therapeutische Interventionstechniken haben. Es ist zu hoffen, daß wir mehr herausfinden, um dem Patienten zu helfen, was nur gelingt, wenn wir Aphasiotherapie möglichst effizient und richtig machen. Das erfordert enormen Einsatz seitens der Patienten und seitens der Therapeuten und ist, gesamtgesellschaftlich gesehen, eine große Verantwortung.

Wie sieht es für Studierende aus, die sich für die Neurolinguistik interessieren? Kann man Neurolinguistik heute schon regelrecht studieren?

Huber: Nein. Es gibt keinen Studiengang für Neurolinguistik. Es gibt verschiedene Versuche, interdisziplinäre Studiengänge einzurichten. Die Hauptschwierigkeit dabei ist die: so ein Studiengang muß die Berufsperspektive des Studenten schon sehr früh sehen. Die günstigste Berufsperspektive hat ein Student, der sich während eines solchen Studiengangs als Sprachtherapeut qualifizieren kann.

Wir haben da allerdings eine etwas problematische Situation in der Bundesrepublik, weil wir verschiedene Berufszweige haben, die sich »Sprachtherapeuten« nennen. Da sind die Sprachheilpädagogen, die Logopäden sowie verschiedene hausgemachte Sprachtherapieausbildungen und die alle stehen in einem, wie ich finde, nicht besonders fruchtbaren Wettstreit miteinander, wer nun am besten geeignet ist, aphasische Patienten zu therapieren.

Ich glaube, daß es am günstigsten wäre, für examinierte Logopäden (das ist eine Fachschulausbildung) einen interdisziplinären Studiengang zu entwickeln, in dem Linguistik einen ganz großen Stellenwert haben muß, einen größeren als sie jetzt in der Logopädenausbildung hat, und in dem man sich dann als Logopäde akademisch qualifizieren kann.

Dr. Walter Huber ist Professor für Neurolinguistik an der Medizinischen Fakultät der Technischen Hochschule Aachen

Linguisten in der Klinik

Neurolinguistik und Aphasieforschung am Aachener Klinikum

Im SPRACHREPORT 1/88 haben wir mit der Forschergruppe »Sprechen und Sprachverstehen im sozialen Kontext« an der Universität Mannheim eine Reihe sprachpsychologischer Projekte vorgestellt. In diesem Heft geht es wieder um eine »Forschergruppe«, in der Linguisten zusammen mit anderen Fachwissenschaftlern (mit Neurologen, Neuropsychologen und Mathematikern/Statistikern) arbeiten: es geht um »Neurolinguisten« und die Forschergruppe »Aphasie und kognitive Störungen« an der Technischen Hochschule in Aachen.

Die neurologische Abteilung am Klinikum in Aachen hat sich unter der Leitung von Prof. Dr. Klaus Poeck seit 1967 zum bedeutendsten Zentrum der Aphasieforschung in der Bundesrepublik entwickelt. Poeck hat von Anfang an die Zusammenarbeit mit der Linguistik gesucht, er hat seit 1973 mehrere Linguisten in die Klinik geholt und so die Basis für eine Aphasie- und Aphasitherapieforschung geschaffen, aus der die Linguistik heute nicht mehr wegzudenken ist. Vor einigen Jahren schließlich wurde der erste Linguist Professor an einer medizinischen Fakultät: am Klinikum der Technischen Hochschule Aachen (siehe Interview).

Neurolinguistische Forschung plus klinische Arbeit

Die in Aachen in Angriff genommenen, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten, neurolinguistischen Projekte verstehen sich in erster Linie als »Grundlagenforschung«. Einmal stehen mehr linguistische, ein anderes Mal mehr neurologische Fragen im Vordergrund. Immer aber ist auch das Alltagsgeschäft einer Klinik präsent: Patienten kommen und gehen, Sprachstörungen verschiedenster Art müssen diagnostiziert und geeignete sprachtherapeutische Maßnahmen eingeleitet werden: »Einen Tag pro Woche macht jeder von uns klinische Arbeit«, berichtet die Linguistin Ria de Bleser, »wir nehmen an Untersuchungen teil und besprechen gemeinsam mit den Ärzten und den Logopäden, den Sprachtherapeuten, therapeutische Maßnahmen«. Kein Zweifel, Ria de Bleser, seit 10 Jahren am Klinikum, ist von dieser praktischen Aufgabe, der Arbeit für den Patienten, ebenso fasziniert wie von der theoretischen Arbeit in ihrem Forschungsprojekt über »Grammatik und Lexikon bei Aphasie«.

Auch möchte sie die Patienten, mit denen sie in ihren Forschungen arbeitet, nicht als »Versuchspersonen« verstanden wissen. Im Gegenteil: die Patienten kommen gern; viel mehr als der Arzt in den traurigberühmten »fünf Minuten pro Patient« kann die Linguistin auf die Patienten eingehen, mit ihnen »an der Sprache« arbeiten. Sie kümmert sich um die optimale Versorgung »ihrer« Patienten, deren Sprachstörung (Aphasie) in der Regel Folge eines Schlaganfalls ist.

Die Patienten, denen eine kommunikative Beziehung zu ihrer Umwelt zunächst völlig unmöglich geworden zu sein scheint, stehen – wie Ria de Bleser es immer wieder erlebt – »unter gewaltigem Leidensdruck«, bringen andererseits aber einen ebenso »starken Lebenswillen« mit: eine der wichtigsten Voraussetzungen für die erfolgreiche therapeutische Arbeit der Logopäden.

Auf der Station

Über einige Treppenhäuser und Flure des hochmodernen Aachener Klinikums erreichen wir die Therapiestation. Hier können – bei leider langen Wartelisten – Patienten aufgenommen werden, die sich nach einer akuten Phase von 3 bis 4 Wochen nach bereits begonnener krankengymnastischer Behandlung größtenteils wieder selbst versorgen können.

Die meisten Patienten sind heute morgen »ausgeflogen«: Sprachtherapie. Frau Sch. ist allein im Rollstuhl im Krankenzimmer, sie ist erst seit ein paar Tagen hier. Wir begrüßen sie, Frau de Bleser beginnt ein Gespräch: *Wie geht es Ihnen, Frau Sch.?* – *gut, sehr gut;* auf weitere Fragen, die Frau Sch. durchaus zu verstehen scheint, überschüttet sie uns mit einem Redeschwall, aus dem ich kaum etwas verstehen kann. Ihr starkes Mitteilungsbedürfnis kann Frau Sch. – sie war Bürgermeisterin in einer rheinischen Kleinstadt – nicht mehr in artikulierte, allgemeinverständliche Sprache umsetzen. Sie sucht die richtigen Wörter, findet sie nicht, bildet neue, probiert sie

aus. Oder: sie weiß, welche Wörter sie aussprechen will, kann sie aber aufgrund von Lähmungen im Gesichts- und Mundbereich nicht mehr richtig aussprechen. Die echte Sprachstörung (Aphasie) wird von Artikulationsstörungen (Dysarthrie) und einer Beeinträchtigung der Artikulationsorgane (buccofaciale Apraxie) überlagert, die Art der »darunter liegenden« Aphasie ist nicht ohne weiteres erkennbar.

Bekommen Sie heute noch eine Sprachtherapie? – Frau Sch. nickt heftig mit dem Kopf, dreht ihren Rollstuhl zum Nachttisch neben dem Bett und macht mit dem Arm Schreibbewegungen; die begleitenden Artikulationsversuche sind praktisch nicht zu verstehen. *Wollen Sie etwas aufschreiben?* Frau Sch. nickt wieder heftig, Frau de Bleser gibt ihr Papier und Bleistift. Mit ungelenker Hand, aber durchaus lesbar, schreibt Frau Sch. eine Uhrzeit auf: 11.15 Uhr. Um Viertel nach elf wird Frau Sch. also ihre ersten sprachtherapeutischen Übungen machen, das konnte sie uns nur noch auf dem Weg des Geschriebenen mitteilen. Sie hatte offensichtlich unsere Frage verstanden und fand eine Möglichkeit, uns etwas mitzuteilen. Sie konnte also die erhebliche Störung in *einer* sprachlichen Modalität, im Sprechen, kompensieren durch die Nutzung einer anderen, offenbar weniger gestörten Modalität, durch Schreiben.

Was ist Aphasie?

Es ist für den Neurolinguisten keine Frage, daß Frau Sch. das Bild einer mittelschweren Aphasie zeigt.

Spätestens seit Anfang unseres Jahrhunderts weiß man aber auch, daß Aphasie nicht gleich Aphasie ist. Es gibt verschiedene Arten aphasischer Störungen, die jeweils durch das gemeinsame Auftreten einer Reihe charakteristischer Symptome, durch die »aphasischen Syndrome« gekennzeichnet sind.

Die einzelnen Symptome treten in allen Modalitäten des sprachlichen Verhaltens auf, in den primären, im Sprechen und Verstehen, ebenso wie in den sekundären, im Schreiben und Lesen. Sie können allerdings – so wie bei Frau Sch. – in den einzelnen Modalitäten unterschiedlich stark ausgeprägt sein.

Für alle Modalitäten sind im Prinzip die gleichen sprachsystematischen Störungen nachweisbar. Hier ist der Linguist gefragt: er kann die Beeinträchtigung verschiedener Komponenten des Sprachsystems linguistisch als Regelabweichungen auf phonologischer, lexikalischer, syntaktischer und semantischer Ebene beschreiben. Damit trägt er wesentlich zur Diagnose der unterschiedlichen Aphasieformen sowie zur Abgrenzung der aphasischen Störungen von anderen Sprachstörungen bei.

In der Aphasieforschung unterscheidet man heute im allgemeinen vier große Aphasieformen:

- Globale Aphasie
- Wernicke-Aphasie¹
- Broca-Aphasie¹
- Amnestische Aphasie

Stark vereinfachend kann man diese vier Formen mit Hilfe zweier Phänomene – »Sprachverständnis in der Kommunikation« und »Flüssigkeit des Sprechens« bzw. »syntaktische Struktur der Spontansprache« – wie folgt abgrenzen:

		Flüssigkeit des Sprechens	
		schwer gestört	leicht gestört
Sprachverständnis in der Kommunikation	schwer gestört	Global	Wernicke
	leicht gestört	Broca	Amnestisch

Bei *globaler* (oder *totaler*) Aphasie besteht die Sprachproduktion aus wenigen Redepartikeln, aus stereotypen Floskeln und neugebildeten Lautformen. Bei stärkster Ausprägung kehren fast immer dieselben neologistischen Wörter oder Phrasen formstarr wieder: Sprachautomatismen, wie die Phrase »ich dich wieder« im Gesprächsausschnitt 1. Die globale Aphasie ist die schwerste Form der Aphasie. Wie das Klassifikationsschema zeigt, ist sowohl das Sprachverständnis wie auch die Sprachproduktion schwer gestört.

Gesprächsausschnitt 1

- U: Wie ist das damals gekommen mit Ihrer Krankheit?
P: das weiß ich nicht wieder...ich wieder dat...übern...n'dat...dat
jäch...m.m...möcht ich dich wieder...m.m...kann ich dich
U: Ist Ihnen da auf einmal schlecht geworden?
P: Nein...nein...wie ich...n'dat...wie 'ch dich n'dat...jeht
U: Sind Sie hingefallen oder was ist passiert?
P: nein...ich dich wieder...n.m
U: Waren Sie zu Hause?
P: nein...ich dich wieder...m.m...dat beschieder...nich
U: Und wie lange ist das jetzt schon her?
P: dich dich wieder...n'dat...n.n
U: Sind Sie zu Ihrem Hausarzt gegangen?
P: ich dich...ich dich wieder...alles so wie jetzt

Bei Patienten mit *Broca-Aphasie* ist der Redefluß stockend, es werden nur sehr kurze Sätze gebildet, häufige Unterbrechungen bei verlangsamter Sprechgeschwindigkeit sind typisch. Hinzu kommen vor allem stark reduzierte syntaktische Strukturen (Agrammatismus), die bei starker Ausprägung der Broca-Aphasie nur noch die syntaktischen Hauptkategorien Nomen, Verb, Adjektiv aufweisen. Gesprächsausschnitt 2 zeigt eine agrammatische Syntaxstörung von mittlerem

Gesprächsausschnitt 2

- U: Was haben Sie noch für Beschwerden?
P: ja äh Lähmung und äh Kopf äh schmerzen äh ich nicht also Kopfschmerzen...ich nicht äh na...Kopfschmerzen nicht
U: Wo haben Sie Ihre Lähmung?
P: Äh rechte Sei.Seite...der Arm und Beine..Beine
U: Und wie geht's Laufen? Sie sind jetzt ganz schnell die Treppe heruntergekommen.
P: Ja aber äh...äh...Klasse auch ah...ne...also richtig geht noch nicht
U: Wie hat es denn angefangen mit ihrer Krankheit? Was ist Ihnen passiert?
P: Ja der Unfall...äh...der Unfall vor eine halben Jahr und...
U: Sind Sie selber gefahren?
P: Nein Beifahrer und...Lähmung ah nicht Freitag nacht, sondern Samstag morgen um äh halb äh halb.sieben Uhr...Lähmung zurückgebildet das wohl aber so richtig auch nicht.

Schweregrad. Insgesamt ist die Broca-Aphasie ebenso wie die Wernicke-Aphasie eine mittelschwere Form der Aphasie. Das Sprachverständnis ist nur leicht gestört bei schwerer Störung des Redeflusses.

Umgekehrt die *Wernicke-Aphasie* mit schweren Störungen im Sprachverständnis, jedoch nur leicht gestörtem Redefluß. Charakteristisch sind hier eher semantische als syntaktische Störungen. Es kommt zur Vertauschung lautlich oder semantisch ähnlicher Wörter. Bei schwerem Grad der Störungen – wie im Gesprächsausschnitt 3 – ist der sogenannte semantische oder phonematische Jargon so ausgeprägt, daß der Sinnzusammenhang für den Gesprächspartner nur noch schwer erkennbar ist.

Gesprächsausschnitt 3

- U: Was haben Sie denn an diesem Wochenende gemacht, Herr P.?
P: jeden..Kegenabende...fringe..der Menschen reden...nicht...dann fringe...in.in Tage in Menschen...und immer Papa immer wergen
U: Gehen Sie immer spazieren?
P: ich habe immer tregen einen Menschen und habe immer hier kam daß es auch immer tragen in den Menschen...dann würd ich das immer mit den sprach...dann kommt es aber wirtlich richtig kommen
U: Gehen Sie manchmal auch schwimmen?
P: ja ich...als einschmal war ich geh ich...aber die kommersch wegen...kommt es langsam...kommer...da bin ich...no als Menschen kommer jetzt menscher mensch...und ich werde dann wieder komm.

Gesprächsausschnitt 4

- U: Was sind Sie von Beruf?
P: Ich bin eh...na Moment...sehen Sie jetzt kommt wieder jetzt kommt das Stück wieder...ich bin...kann man...dat is eh eh...gearbeit wern wir nicht viel ham wa (lacht)
U: Versuchen Sie's zu umschreiben
P: Ja nee ich bin bei de Firma...eh...eh...Aktum...Moment...komm ich...hm...wissen Sie was ich...dat is dat is...ich bin...ich arbeite bei uns...eh...eh...LK...LKW...fahr ich den von de de Firma... und das ist...eh...Aktu...Moment...A.C...aha...muß jetzt schreiben schreibe...schreiben...ja ich fahr n AI.K.W AI.K.W bei uns...bei de Firma...und das ist die Firma Lak...
U: Was wird denn da hergestellt?
P: Baufirma ist das...nur eh...das is eh eh...ja...das is...keine...nicht auswärts...sondern von innen.

Die *amnestische Aphasie* schließlich ist vor allem durch Wortfindungsschwierigkeiten gekennzeichnet. „Falsche“ Wörter (semantische Paraphrasen) stammen allerdings durchweg aus demselben semantischen Bereich wie das gesuchte Wort (Gesprächsausschnitt 4).

Moderne Diagnosetechnik: Computertomographie

Bei Frau Sch., die wir auf der Therapiestation kurz gesehen haben, wird es wegen der begleitenden Dysarthrie und Apraxie im Moment noch schwierig sein, einen Aphasietest einzusetzen, um die genaue Art der aphasischen Störung feststellen zu können. Aber bevor mit dem Aphasietest wieder die (Neuro-)Linguisten an der Reihe sind, können die Neurologen einiges tun. Während gegen Ende des 19. Jahrhunderts Wernicke neuropathologische Untersuchungen, also Untersuchungen des kranken oder verletzten Gehirns nur *post mortem* (d.h. erst nach dem Tod eines Patienten) durchführen konnte, ist es den Neurologen heute mit Hilfe der Computertomographie möglich, die Hirnschädigung des Patienten *in vivo* (d.h. am lebenden Patienten) zu lokalisieren und mit der Art der sprachlichen Störung in Verbindung zu bringen. So sind es bei den verschiedenen Aphasieformen bestimmte Hirnregionen, die jeweils geschädigt sind (s. Abb. 1 und 2).

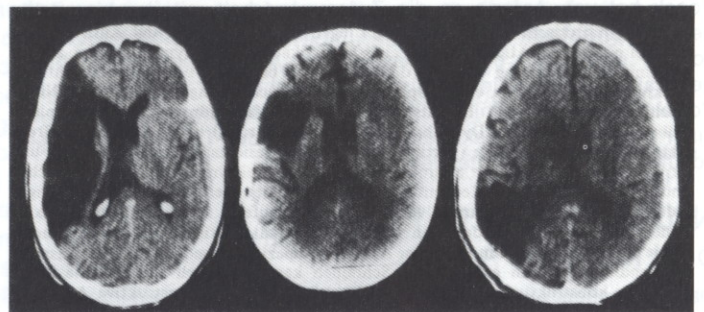


Abb. 1: Computertomogramme mit typischen Läsionen bei Globaler, Broca- und Wernicke-Aphasie

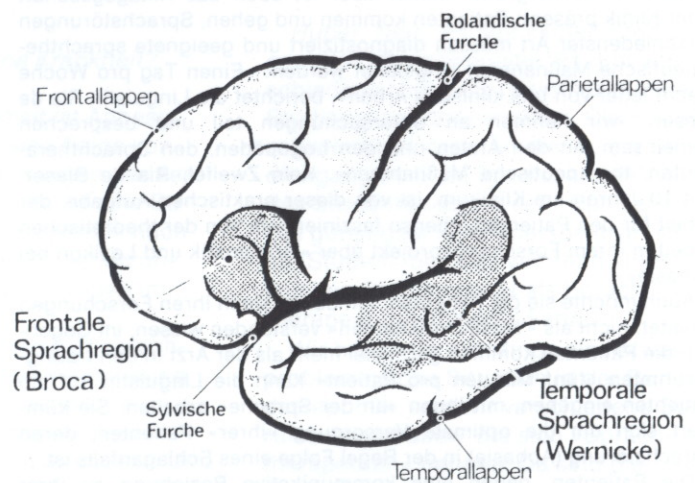


Abb. 2: Seitenansicht der linken Großhirnrinde

Die Computertomographie ist eine Röntgenuntersuchung des Schädels, bei der mit Hilfe gebündelter Röntgenstrahlen in verschiedenen Schichten Schnitte durch das Gehirn gelegt werden. Per Computer wird dann für jede Schicht ein besonderes Diagramm konstruiert, das es dem Neurologen ermöglicht, ein genaues Bild der Hirnstruktur und der geschädigten Regionen (Läsionen) zu bekommen.

Der Aachener Aphasietest (AAT)

Im Gegenteil zu einfachen Aufgabensammlungen, in denen die Laut- und Schriftsprache bei Aphasikern untersucht wird, ist am Aachener Klinikum ein standardisierter Aphasietest entwickelt worden, der Aufgaben für jede Sprachmodalität vorsieht und Anweisungen für die Durchführung und Auswertung der Untersuchung enthält.²

Der AAT, mit dem nicht nur schwere, sondern auch leichte aphasische Störungen erfaßt werden können, eignet sich zur Eingangsdiagnose ebenso wie zur Beobachtung des Verlaufs von Aphasien und zur Beurteilung des Therapieerfolgs. Er umfaßt u.a. die Untertests *Spontansprache*, *Nachsprechen*, *Schriftsprache*, *Benennen*, *Sprachverständnis*. Die Durchführung des Tests dauert ca. 60–90 Minuten.

Der AAT ermöglicht es:

- aphasische Patienten von Patienten mit anderen Arten von Hirnschädigungen zu unterscheiden,
- die aphasischen Patienten den vier großen aphasischen Syndromen (globale, Wernicke-, Broca- und amnestische Aphasie) zuzuordnen,
- die aphasischen Störungen in den einzelnen Modalitäten genau zu erfassen,
- den Schweregrad der jeweiligen Aphasie festzustellen,
- die aphasischen Störungen auf verschiedenen linguistischen Ebenen genau zu beschreiben (Phonologie, Lexikon, Syntax, Semantik).

An der Entwicklung dieses Tests waren neben Neurologen und Psychologen natürlich die Aachener Neurolinguisten beteiligt. Der Test orientiert sich durchgehend an linguistischen Kriterien. Am interessantesten erscheinen die Bereiche »Spontansprache« und »Sprachverständnis«.

Das halbstandardisierte 10-minütige Interview, das der Untersucher zur Erfassung der »Spontansprache« mit dem Patienten führt, erstreckt sich auf Fragen nach dem Befinden, nach Beschwerden, Entwicklung der Krankheit, Arbeit, Familie usw. Das Gespräch wird aufgezeichnet und beim Abhören der Tonaufnahme werden die auffälligen Störungsmerkmale und die Häufigkeit ihres Vorkommens auf dem Untersuchungsbogen eingetragen. Die dabei berücksichtigten Beschreibungsebenen sind wiederum linguistisch begründet: *Kommunikationsschwierigkeiten, Artikulation und Prosodie, automatisierte Sprache, semantische Struktur, phonematische Struktur, syntaktische Struktur*. Der Grad der sprachlichen Beeinträchtigung auf jeder Ebene wird auf einer Punkteskala von 0–5 bewertet. Dafür werden dem Untersucher auf allen Beschreibungsebenen differenzierte Beurteilungskriterien vorgegeben (Abb. 3). Ein Beispiel aus dem Untertest *Benennen* zeigt Abb. 4 auf der folgenden Seite.

Sprachtherapie – Logopädie

Der Therapiebedarf ist groß. In der Bundesrepublik benötigen jährlich etwa 30000 Patienten mit Aphasie gezielte Sprachtherapie. (Etwa

140000 Menschen erleiden jährlich einen Schlaganfall, der die Ursache für rd. 80% aller Aphasien ist.)

Nur auf einer differenzierten Diagnose, wie sie mit dem AAT möglich ist, kann eine differenzierte Therapie der verschiedenen aphasischen Störungen aufbauen. Die Auswahl der Behandlungsmethode richtet sich nach Art und Ausmaß der Sprachstörung, aber auch nach der verbliebenen sprachlichen Lernfähigkeit des Patienten.

Während beispielsweise bei ungehemmter, überschießender Sprachproduktion und bei Sprachautomatismen wie im folgenden Beispiel

U: Erzählen Sie mal bitte möglichst ausführlich, wie das damals mit ihrer Krankheit angefangen hat?

P: nja hmhm didi didi...hm dididi didi hm hm nein hm

der Redefluß zunächst *gehemmt* werden muß, muß die Sprachproduktion bei anderen Störungen eher *stimuliert*, bei wieder anderen *modifiziert* oder auch durch andere kommunikative Mittel (Zeigen, Zeichnen oder Schreiben statt Sprechen) *kompensiert* werden.

Unsere Patientin auf der Therapiestation konnte die Sprechstörung bereits spontan kompensieren, indem sie auf eine andere Modalität auswich. Sie *schrieb* uns die Uhrzeit *auf*. In den nächsten 7 Wochen wird sie an einer Intensivtherapie teilnehmen mit 9 Behandlungen wöchentlich à 60 Minuten. Der Therapieerfolg wird durch Vor- und Nachuntersuchungen mit dem Aachener Aphasietest kontrolliert werden.

In der Aphasitherapie geht es generell darum, die sprachlichen Funktionsstörungen des Gehirns soweit wie möglich zurückzubilden. Dies ist in den meisten Fällen jedoch nur bis zu einem gewissen Grad möglich. Eine identische Wiederherstellung (Restitution) der gestörten Funktion ist praktisch nur bei vorübergehenden Störungen, wie sie aufgrund einer Blutung oder Schwellung im Gehirn auftreten können, möglich. Die spontane Rückbildung nimmt ab dem vierten Monat mehr und mehr ab. Bei der Mehrzahl der Patienten werden jetzt die irreversiblen, d.h. nicht wiederherstellbaren Funktionsstörungen deutlich sichtbar. In dieser Phase wird nun in der Aphasitherapie versucht, sprachliche Lernvorgänge anzuregen.

Ein Teil der sprachlichen Leistungen, die normalerweise in der linken Hemisphäre angesiedelt sind, kann z.B. von der rechten Hemisphäre übernommen werden. Andere Funktionen können wiederum

Aachener Aphasie Test (AAT)		SPONTANSPRACHE: BEWERTUNGSKRITERIEN (vgl. Handanweisung, Abschnitt 3.2.1)				
	0	1	2	3	4	5
1. KOMMUNIKATIONS- VERHALTEN	- keine verständliche Sprachäußerung UND - deutliche Beeinträchtigung im Sprachverständnis	- Kommunikation erfolgt nur durch unvollständige bzw. meist unverständliche Äußerungen UND - der Hörer muß den Sinn des Gesagten erschließen, erfragen und erraten	- eine Unterhaltung über vertraute Themen ist mit Hilfe des Gesprächspartners möglich UND - häufig gelingt es nicht, den jeweiligen Gedanken zu übermitteln	- der Patient kann sich über fast alle Alltagsprobleme mit nur geringer Unterstützung unterhalten UND - das Gespräch ist erschwert wegen deutlicher sprachlicher Beeinträchtigungen	- die Flüssigkeit der Sprachproduktion ist vermindert UND/ODER - es liegen einige sprachliche Beeinträchtigungen vor	- keine Störung der sprachlichen Kommunikation UND/ODER - minimale Schwierigkeiten beim Sprechen UND/ODER - der Patient berichtet von sprachlichen Schwierigkeiten, die der Gesprächspartner nicht bemerkt
2. ARTIKULATION UND PROSODIE	- keine Äußerung	- sehr starke Dysarthrie UND/ODER - sehr starke Dysprosodie	- starke Dysarthrie UND/ODER - starke Dysprosodie	- leichte Dysarthrie UND/ODER - leichte Dysprosodie UND/ODER - langsame Sprechgeschwindigkeit	- minimale Zeichen einer Dysarthrie UND/ODER - einer Dysprosodie UND/ODER - leicht verlangsamte Sprechgeschwindigkeit	- keine Störung der Artikulation UND - der Prosodie
3. AUTOMATISIERTE SPRACHE	- keine Äußerung ODER - nur recurring utterances ODER - nicht beurteilbar wegen sehr starker Dysarthrie	- nahezu nur Sprachautomatismen	- viele Sprachautomatismen UND/ODER - sehr viele sprachliche Stereotypen UND/ODER - sehr starke Echolalie	- viele sprachliche Stereotypen UND/ODER - starke Echolalie UND/ODER - einige Sprachautomatismen	- einige sprachliche Stereotypen UND/ODER - leichte Echolalie	- keine Sprachautomatismen UND - keine sprachlichen Stereotypen UND - keine Echolalie
4. SEMANTISCHE STRUKTUR	- keine Äußerung ODER - nicht beurteilbar wegen recurring utterances, Sprachautomatismen, sehr starker Dysarthrie, phonematischer Neologismen	- nahezu nur sinnlose flüssige bzw. nichtflüssige Aneinanderreihung von Wörtern, Redefloskeln und sprachlichen Stereotypen	- sehr viele semantische Paraphasien UND/ODER - semantische Neologismen UND/ODER - sehr viele inhaltsleere, oft kommunikativ nicht adäquate Redefloskeln	- viele semantische Paraphasien UND/ODER - viele inhaltsleere Redefloskeln UND/ODER - sehr starke Wortfindungsstörungen	- wenige semantische Paraphasien UND/ODER - starke Wortfindungsstörungen UND/ODER - einige inhaltsleere Redefloskeln	- keine Störungen in der Wortwahl UND - in der Kombination von Wörtern UND - in der Wortfindung
5. PHONEMATISCHE STRUKTUR	- keine Äußerung ODER - nicht beurteilbar wegen recurring utterances, Sprachautomatismen, sehr starker Dysarthrie	- nahezu nur sinnlose flüssige bzw. nichtflüssige Aneinanderreihung von phonematischen Paraphasien bzw. Neologismen	- sehr viele phonematische Paraphasien UND/ODER - phonematische Neologismen	- viele phonematische Paraphasien UND - kaum phonematische Neologismen	- einige phonematische Paraphasien UND/ODER - phonematische Unsicherheiten	- keine phonematischen Störungen
6. SYNTAKTISCHE STRUKTUR	- keine Äußerung ODER - nicht beurteilbar wegen recurring utterances, Sprachautomatismen, sehr starker Dysarthrie, phonematischer Neologismen	- meist Ein- und Zwei-Wort-Sätze UND - nahezu keine Flexionsformen bzw. Funktionswörter	kurze, einfache Sätze - mit häufigem Fehlen von Satzteilen UND - mit häufigem Fehlen von Flexionsformen bzw. Funktionswörtern	lange, komplexe Sätze - mit vielen Satzverschränkungen bzw. Verdoppelungen von Satzteilen UND/ODER - mit sehr vielen Satzabbrüchen UND/ODER - mit vielen falschen Flexionsformen bzw. Funktionswörtern	- einige falsche Flexionsformen bzw. Funktionswörter UND/ODER - einige Satzverschränkungen bzw. Verdoppelungen von Satzteilen UND/ODER - viele Satzabbrüche bzw. fragmentarische Sätze	- keine syntaktischen Störungen

Abb. 3: Bewertungskriterien aus dem AAT für die Hand des Untersuchers

durch Ausweichen auf andere sprachliche und nicht-sprachliche Kommunikationsmöglichkeiten kompensiert werden.

Ohne gezielte Therapie kommt es über die spontane Rückbildung in den ersten Monaten hinaus zu keiner weiteren Verbesserung der sprachlichen Möglichkeiten des Aphasikers. Anders als beim Erlernen einer Fremdsprache, die in natürlicher Sprachumgebung auch von Erwachsenen spontan erlernt werden kann, ist der Wiederaufbau der Sprache bei aphasischen Störungen nur durch sprachtherapeutische Intervention möglich. Denn hier ist – auch ohne Beeinträchtigung der allgemeinen Intelligenz – generell die *sprachliche Lernfähigkeit* beeinträchtigt.

Frau Sch. wird nach Beendigung der Therapie das Alltagsleben wieder einigermaßen sprachlich bewältigen können. Aber ihre Sprachstörungen werden vermutlich nicht so weit zurückgebildet werden können, daß sie z.B. beruflich voll rehabilitiert werden könnte. Für den Therapiefortschritt ist es wichtig, daß die Patienten das Ausmaß auch der bleibenden Behinderung der sprachlichen Kommunikation erkennen und akzeptieren. Dies führt für die Patienten häufig zu psychischen Krisen; sie reagieren mit Depression oder Aggression.

Eine große Hilfe stellen hier neben den Angehörigen auch Selbsthilfegruppen der aphasischen Patienten dar, die aus der kommunikativen und oft auch sozialen Isolierung herausführen können.

STIMULUS	UNTERSUCHER	PATIENT
- Tisch	Was ist das denn hier?	Das ist ein Buch. Also 'n äh..
- Buch	Ja..und das hier?	ein..ehm..das wolln Sie ja nu wissen...
	Ja. Wie heißt das?	das ist meine..meine..äh... mein.mein Buch
- Koffer	Und das?	mein Album...also hier..da wo ich ..äh...hm
- Besen	Und das?	ein Buch mit den
- Kerze	Und das?	ein ein..ehm ehm...mein äh.. mein äh..ach..das ist so... ich weiß, was es ist, aber ich kann es nicht sagen
- Waage	Und was ist das?	ein äh..ein äh...weiß gar nich.. ich hab immer gedacht..ich dachte schon ich bin schon wat leichter geworden..aber
	Na..das sind aber auch schwere Aufgaben.	das ist ein..ich weiß genau was ..Moment...dat is...ein äh..äh.. ein Buch...für den äh...für den für den Sport oder für'n Zeit oder wat..aber Sie haben wahrscheinlich nich soviel Zeit dafür also für'n Buch..fürfürfür ne tja

Abb. 4: Untertest »Benennen« im AAT

Weitere Grundlagenforschung notwendig

Prof. Huber weist in unserem Interview darauf hin, daß trotz vieler, nicht zuletzt der Mitarbeit von Linguisten zu verdankenden Fortschritte in der Aphasie- und Aphasitherapieforschung die neurolinguistische Forschung immer noch in den Anfängen steckt. Weitere Grundlagenforschung ist ebenso vonnöten wie weitere Therapieforschung.

Deshalb fördert die DFG fünf Projekte der Aachener Forschergruppe, darunter zwei im engeren Sinn neurolinguistische Projekte: »Grammatik und Lexikon bei Aphasie« (Ria de Bleser) und »Blickbewegungen bei Aphasie« (Walter Huber). Im ersten Projekt arbeiten ein Kollege aus Mailand, dem Zentrum der italienischen Aphasieforschung, und eine Kollegin aus Toronto mit. Man will nämlich auch kontrastive Untersuchungen anstellen, was ein relativ neuer Ansatz in der Aphasieforschung ist. Sind die Ergebnisse, die an deutschen Patienten gewonnen worden sind, auch für andere Sprachen, z.B. für das Italienische und das Englische, gültig (z.B. was die Syntax und die Morphologie/Flexion betrifft)? In einem ersten Schritt wurde der Aachener Aphasietest für das Italienische und Englische umgearbeitet, so daß nun diagnostische Daten von italienischen und englischen Patienten mit den Daten deutscher Patienten verglichen werden können.

Im zweiten Projekt untersucht Walter Huber »Blickbewegungen bei Aphasie«. Im Vergleich mit den Blickbewegungen nicht-gestörter Personen lassen sich charakteristische Blickbewegungen aphasischer Patienten erfassen. Diese wiederum geben über spezifische kognitive und sprachliche Störungen der Patienten Aufschluß.

Die Untersuchung von Blickbewegungen im »Labor« (siehe Foto) ist bereits aus der psychologischen Leseforschung bekannt. Man hält graphisch fest, wie der Blick beim Lesen eines Textes vor- und zurückwandert, Sprünge nach vorn und zurück macht; man registriert, an welchen Stellen der Blick länger verweilt, wo er »irritiert« ist usw.

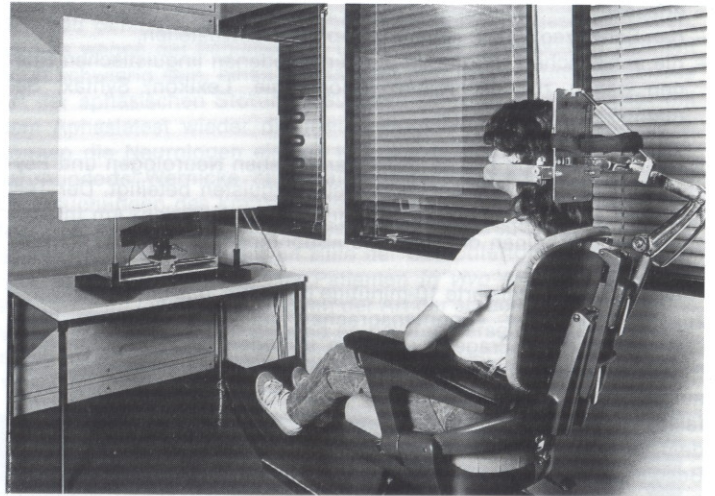


Foto: Abt. für Neurologie, Klinikum der RWTH Aachen

Der Vergleich der Blickbewegungen sprachgestörter und nicht-sprachgestörter Personen läßt Schlüsse zu auf die »mentale Verarbeitung« optisch wahrgenommener, d.h. gelesener Sprache. »Aphasie ist«, so resümiert Walter Huber, »offensichtlich nicht nur eine Störung des sprachlichen Wissens, sondern eine Störung der sprachlichen Evaluierung und Integration«. Das heißt: bei Aphasie – sogar bei leichter Aphasie – ist das sprachliche Arbeitsgedächtnis außerordentlich beeinträchtigt. Im Arbeitsgedächtnis ist die beim Lesen schrittweise aufgenommene sprachliche Information nicht lange genug präsent, um am Ende eines Satzes noch erinnert werden zu können, das Auge muß zurückspringen, etwa um eine anschließende Aufgabe zu lösen, die sich auf den eben gelesenen Satz bezieht.

Beruf: »Klinischer Linguist«

Über die Aphasieforschung hinaus können Linguisten in verschiedenen Institutionen arbeiten, die sich mit organisch oder psychisch bedingten Störungen der sprachlichen Kommunikation und des Spracherwerbs beschäftigen: in der Neurologie, Psychiatrie und Pädiatrie, in Rehabilitationseinrichtungen, Lehranstalten für Logopäden, Hochschulen für Sprachheilpädagogik usw. Linguisten im Arztkittel – »klinische Linguisten« – sind keine Ärzte, keine Psychologen. Forschung und praktische Arbeit des Linguisten muß in all diesen Arbeitsfeldern interdisziplinär eingebunden sein.

Hier sind es besonders die Neurologen, die nach einer Umfrage im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft (DGfS) die Zusammenarbeit mit Linguisten bei der Diagnose, Therapie und Erforschung von Aphasien für notwendig halten. Unser Bericht über die Aphasieforschung am Aachener Klinikum sollte deutlich gemacht haben warum.

1 Benannt nach Paul Broca (1824–1880); frz. Chirurg und Aphasieforscher bzw. nach Carl Wernicke (1848–1905); dt. Neuropsychiater und Aphasieforscher.

2 Walter Huber/Klaus Poeck/Dorothea Weniger/Klaus Willmes: Der Aachener Aphasietest (AAT), Göttingen 1983.

Literaturhinweise

- Georg Greitemann/Walter Huber: Klinische Linguistik. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft, 2 (1983), S. 233–242.
 Walter Huber: Aphasien. Klinisch-neurolinguistische Beschreibung und Erklärungsversuche. In: Studium Linguistik, Heft 11, S. 1–21.
 Walter Huber/Klaus Poeck/Dorothea Weniger: Aphasie. In: Klinische Neuropsychologie, hrsg. von Klaus Poeck, Stuttgart 1982.
 Anton Leischner: Aphasien und Sprachentwicklungsstörungen, Stuttgart 1979.
 Helmut Schnelle (Hrsg.): Sprache und Gehirn, Frankfurt/M. 1981.

Selbstmord – Suizid – oder was sonst?

Überlegungen zu einem Wortfeld

Die Auseinandersetzungen um die »Sterbehilfe« sind in der letzten Zeit vor allem durch die Aktivitäten der »Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben« sowie durch Prof. Dr. Hackethal in der Öffentlichkeit entfacht worden. Es gibt zur Zeit wohl kaum eine Diskussion – eventuell noch die um Abrüstung und um den Ausstieg aus der Atomwirtschaft –, die so viele unterschiedliche Aspekte mit einbezieht bzw. einbeziehen sollte. Auch wenn wir uns auf die linguistischen Aspekte und auf einige strafrechtliche Gesichtspunkte beschränken wollen, so sollen doch die vielen anderen Bereiche durch wenige Fragen zumindest angerissen werden:

– Bringt die jetzt stattfindende öffentliche Diskussion eventuell Ärzte, die bisher nach einer am hippokratischen Eid orientierten Gewissensentscheidung bestimmte Aktivitäten eingeleitet oder unterlassen haben, dazu, dies künftig nicht mehr zu tun? Ärzte befinden sich häufig in einer juristischen Grauzone, die sie zum Wohle der Patienten akzeptieren und nutzen. Aber tun sie das noch, wenn sie fürchten müssen, damit »in die Öffentlichkeit gezerrt« zu werden?

– Läßt sich jemand, der noch nicht fest entschlossen ist, freiwillig zu sterben, von der stattfindenden Diskussion dazu verleiten, seinen Tod möglichst publikumswirksam zu planen und herbeizuführen?

– Redet man mit dieser Diskussion nicht manchen Behinderten ein, sie seien ihren Mitmenschen eine nicht länger zumutbare Last und es sei besser, wenn sie freiwillig diese »Belästigung« ihrer Mitmenschen beenden würden?

– Wer entscheidet, wann eine Lage wirklich so hoffnungslos und unerträglich ist, daß eine Beendigung wirklich »das Beste« wäre? Solche Entscheidungen sind häufig stark situationsabhängig; und deshalb ist wohl bei den »Patientenverfügungen« der Gesellschaft für Humanes Sterben größte Vorsicht geboten, denn sie werden völlig unabhängig von der von vornherein noch nicht einmal bekannten Situation getroffen. Menschen, die in völlig gesundem Zustand entscheiden, daß sie z.B. als vom Hals abwärts Querschnittsgelähmte nicht mehr leben wollen, stehen unter dem ersten Schock häufig noch zu dieser Entscheidung. Später, wenn die erste Rehabilitationsphase vorbei ist, finden sie dann ihren Platz im Leben und nehmen ihre Behinderung und die sich für sie bietenden Möglichkeiten an. Das lehren die Erfahrungen, die in Spezialkliniken gemacht werden können.

– Die Autoren dieses Beitrags sind zu Anfang bzw. gegen Ende des »tausendjährigen Reiches« geboren. Was ihnen als etwa 20-Jährigen auffiel, war, daß sie in ihrer Kindheit kaum gleichaltrige Behinderte gesehen hatten. Behinderte waren meist Kinder oder Kriegsverseherte; die Älteren und Gleichaltrigen waren unter der Nazi-Herrschaft den »Gnaden«tod oder an »Totenschein-Lungenentzündung« und »Herzversagen« gestorben. Wollen wir solche Zeiten schon knapp 50 Jahre, nachdem sie endlich zu Ende sind, wieder haben?

– Wo hört die freie Entscheidung zur Selbsttötung auf, wo beginnt der Mißbrauch, wenn wir uns überlegen, daß so manche Erbtante und mancher Großvater, die »nicht mehr so recht konnten« – jedenfalls aus der Sicht der Erben – früher leichter entmündigt wurden und in der Siechenanstalt endeten. So etwas ist nach heutigem Recht nicht mehr so einfach möglich. Bieten sich hier neue Wege an?

Der linguistische Aspekt

Wenn man das Wortfeld »Selbstmord/Suizid« untersucht, so muß man die folgenden Begriffe miteinbeziehen:

Selbsttötung

Freitod

Beihilfe zum Selbstmord/zur Selbsttötung/zum Freitod

Sterbehilfe (indirekte/passive/aktive)

Tötung auf Verlangen

Euthanasie

Bevor wir die Bedeutung dieser Nomen klären, wollen wir zuerst einmal auf die darin enthaltenen Verben zurückgreifen. Es sind dies: *morden – töten – sterben*.

Bei *sterben* handelt es sich um ein Vorgangsverb, daß kein aktiv handelndes Subjekt bedingt. *Sterben* wird im Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache von Klappenbach und Steinitz (Berlin, 1978) definiert als: »aufhören zu leben«. Damit wird ein natürlicher Vorgang gekennzeichnet, der alles das, was lebt, irgendwann einmal beendet.

Anders bei *töten* und *morden*. Hier wird jeweils ein handelndes Subjekt erfordert, sowie ein »Opfer«, auf das sich die Handlung richtet. Das umfassendere und am wenigsten spezifizierte von diesen beiden Verben ist *töten*. Es verfügt über zwei obligatorische Valenzstellen, einmal für das Subjekt – den Täter – und zum anderen für das Objekt – das Opfer. An die Subjektstelle können Personen oder Personengruppen, Tiere und Fahrzeuge als Handelnde treten, aber auch Abstrakta. Als Objektstelle können Personen, Personengruppen, Tiere und Abstrakta fungieren. Das Ergebnis einer Handlung, die in Satzform mit dem Verb *töten* beschrieben wird, ist jeweils, daß das in der Subjektstelle Genannte dafür sorgt, daß das in der Objektstelle Genannte aufhört zu existieren.

Wesentlich eingeschränkter kann man *morden* einsetzen: Die Subjektstelle ist hier rein an Personen oder Personengruppen gebunden, die Objektstelle ebenfalls. Ob hier als Objekt Haustiere auftreten können, die stark vermenschlicht gesehen werden, sei dahingestellt. Bei der Verwendung von *morden* ist also derjenige, dessen Existenz aufhört, in der Regel ein Mensch.

In diesem Wortfeld tritt noch *Suizid machen/begehen* bzw. *Selbstmord begehen* als Funktionsverbgefüge hinzu. Da hierbei die Objektstelle formal schon mit *Suizid* bzw. *Selbstmord* besetzt ist, ist nur noch die obligatorische Subjektstelle auszufüllen. Die Subjektstelle kann nur durch Personen oder Personengruppen besetzt werden. *Suizid/Selbstmord begehen* kann also nur ein Mensch. In diesem Fall ist wegen der »qua Funktion« besetzten Objektstelle Subjekt (Täter) und Objekt (Opfer) identisch.

Während die Verben *sterben*, *töten*, *morden* für einen Teilhaber der deutschen Sprache relativ leicht verständlich sind, weil sie sich auf »deutsche« Wörter und ihre Verwendung beziehen, ist das mit *Suizid* und dem davon schon gelegentlich abgeleiteten *suizidieren* etwas anders. Dieses Wort stammt aus dem Lateinischen und weist die beiden Bestandteile *sui* und *caedere* bzw. – in Zusammensetzung – *cidere* auf. Dieses *caedere* oder *cidere* bedeutet nichts weiter, als »schneiden, fällen« z.B. bei Bäumen, oder aber auch töten bzw. morden. Die Verwendung, daß jemand *im Krieg fällt*, bzw. *die Gefallenen des Krieges*, läßt sich auf diese Wurzeln zurückverfolgen. Das heißt, wenn jemand meint, mit *Suizid* hätte er eine wesentliche sprachliche »Verbesserung« in bezug auf die Terminologie des Selbstmords gefunden, dann liegt es nur daran, daß *Suizid* eine Wortform ist, die von ihren Bestandteilen her – weil sie aus dem Lateinischen kommt – nicht für jedermann durchsichtig ist.

Wenn also der Terminus *Suizid* immer stärker in den Vordergrund dringt, dann ist das zurückzuführen auf eine sprachliche Verhaltensweise, die in bezug auf den Tod äußerst häufig und sehr alt ist. Gerade im Umgang mit dem Tod hat die verschleierte Umschreibung, die Scheu vor dem Ausdrücken der Realität eine lange Tradition. Schon zu römischer – also lateinischer – Zeit hieß es *de mortuis nihil nisi bonum*, also: wenn man von den Toten redet, dann nur Gutes. Und daran hat sich bis heute kaum etwas geändert. Wenn man Todesanzeigen liest, dann wird »entschlafen«, »heimgegangen«, »auf ewig verlassen«, dann »ruft Gott in die Ewigkeit« – nur »gestorben« wird nicht – und der/die Tote war immer »herzensgut«, »treusorgend« und wert »eines ehrenden Andenkens« – egal wie er/sie es zu Lebzeiten getrieben hat; denn wenn man die anderen Teile einer Zeitung liest, in der solche Todesanzeigen stehen, dann ist dort von Leuten die Rede, die dann auch irgendwann einmal sterben, auf die die euphemistischen Attribute aber mit Sicherheit nicht zutreffen können (vgl. Polizeibericht und den lokalen bzw. überregionalen aktuellen Teil).

Unter diese sprachliche »Verschleierungstaktik« fällt z.B. auch *Euthanasie*, das, weil es aus dem Griechischen kommt, ebenfalls nicht »sprachlich durchsichtig« ist und durch die Übersetzung als »schöner, leichter Tod« lange seine sprachliche Unschuld – jedenfalls als Wort – bewahren konnte.

Ein anderer Aspekt mag noch hinzukommen: Auch schon vor Schwarzwaldklinik und Dr. Brinkmanns Zeiten neigten viele Patienten dazu, sich fachspezifisch »gehobener« bezüglich ihrer Krankheiten auszudrücken und haben deshalb die Ärzte-Terminologie übernommen. Und da sich die Ärzte auch heute noch häufig lateinisch – aus welchen Gründen auch immer – auszudrücken pflegen, hat damit die Ärzteausdrucksweise Eingang in den Patientenjargon gefunden, auch ein Faktor, der das lat. *Suizid* dem deutschen *Selbstmord* bzw. *Selbsttötung* überlegen werden läßt.

Da wir nun schon über einige Nomen, die von den oben beschriebenen Verben abgeleitet sind und die Handlung des Suizids kennzeichnen, gesprochen haben, wollen wir die Beschreibung vervollständigen:

Selbstmord ist in dem Wortfeld wohl das älteste deutsche Wort. Schon im Grimmschen Wörterbuch von 1837 ff. werden zeitkonforme Zitate abgedruckt, die einige Aspekte dieses Begriffs widerspiegeln:

... *habe kayser august... seiner wülden entsetzt... ja ihn zum selbstmord gebracht*« (Lohenstein, Dan. Casp. v., Arminius, Leipzig 1689);

wenn dem klügern menschen nicht ausschließungsweise vor jeder andern creatur die ehre des selbstmordes vorbehalten wäre, so möchte ich bey nahe glauben, dasz auch mein mops... freywillig die welt verlassen habe (Thümmel, Mor. Aug., reise in die mitteltägigen provinzen von Frankreich, Leipzig 1791–1805, 1. Ausg. 1764);

ein philosoph las über die unsterblichkeit der seelen so überzeugend, dasz seine zuhörer vor freuden selbstmörder wurden« (Hamanns Werke, hrsg. v. Roth, Berlin 1821 f.);

selbstmord ist die abscheulichste (sünde) mein kind (Schiller, Kabale u. Liebe, 5, 1);

die willkürliche entleibung seiner selbst kann nur dann allererst selbstmord (...) genannt werden, wenn bewiesen werden kann, dasz sie überhaupt ein verbrechen ist« (Kant, hrsg. v. Hartenstein, 10 Bde., Leipzig 1838, 5, 251).

Als wir den Grimm aufschlugen, um – nur zur Information – einmal zu sehen, wie dieses Wort *Selbstmord* von unsern Altvordern verwendet wurde, waren wir – was eigentlich? »zu Tode erschrocken«, ähnlich wie der Herr K., den jemand nach 20 Jahren traf und ihm sagte, er habe sich überhaupt nicht verändert, oder doch eher betroffen, daß sich in mehr als 150 Jahren die Verwendungs- und Betrachtungsweisen so wenig von unseren heutigen zu beschreibenden Problemstellungen unterschieden?

Jedenfalls wir fanden für fast jede unserer o.a. Fragen schon damals ein Zitat: dafür, daß jemand, der Selbstmord begeht, in der Gesellschaft aufs schlimmste diskriminiert wird (Schiller), dafür, daß die »ehre des selbstmords« ein rein den Menschen vorbehaltenes Privileg ist (Thümmel), dafür, daß Selbstmord als letzter Ausweg aus einer ausweglosen oder ehrenrührigen Situation gesehen wird (Lohenstein), dafür, daß Selbstmord zu einer Mode werden kann (Hamann und auch die Selbstmordwelle nach Goethes Werther), dafür, daß angezweifelt wird, daß Selbstmord ein Verbrechen ist (Kant).

Einen Fortschritt – zumindest gemäß den Forderungen Kants – haben wir inzwischen vollzogen: Selbstmord wird nicht mehr als Verbrechen deklariert (vgl. »Strafrechtliche Aspekte«), aber sonst?

Bei *Selbstmord* scheint es sich um ein »alteingessenes« deutsches Wort zu handeln.

Da es sich unter den verschiedenen Problemaspekten schon so lange gehalten hat, wird es zwar – durch öffentliche Diskussionen und anderen modernen Sprachgebrauch – hier und da überlagert, aber im »Volksmund« wird es sich noch lange halten.

Selbsttötung ist ein Terminus, der als *Selbsttod* auch schon bei Grimm belegt ist. Er hatte immer einen schweren Stand gegenüber *Selbstmord*, weil es zu ihm kein Nomen gab, das die Tätoreigenschaft beschrieb (aber dazu vgl. unten).

Wesentlich älter und positiver besetzt als *Selbstmord* ist das Wort *Freitod*, das die freie Entscheidung desjenigen, der seinem Leben ein Ende setzt, auch sprachlich formuliert.

Tötung auf Verlangen ist ein Begriff, der auch juristisch definiert ist. Wir gehen deshalb im nächsten Abschnitt darauf ein.

Ein Terminus, der recht neu in die Diskussion gekommen ist, ist *Sterbehilfe*. Und hier lohnt sich schon eine linguistische Betrachtung: *Sterben* war, wie wir oben festgestellt haben, ein Vorgangsverb – nicht zu verwechseln mit einem intransitiven Verb – das es auch ist, aber es gibt auch intransitive Handlungsverben, wie etwa *gehen*. Bei *sterben* handelt es sich um einen Vorgang, der bei jedem Lebewesen früher oder später zwangsläufig eintritt; bei Tieren und Pflanzen nennt man diesen Vorgang meist – jedoch nicht unbedingt – anders.

Helfen – hiervon abgeleitet *Hilfe* – bezeichnet Handlungen, die sowohl ein aktives Subjekt – denjenigen der hilft, den Helfer – und ein passives Objekt – denjenigen, dem geholfen wird – sprachlich implizieren. *Helfen* und *Hilfe* sind Wörter, die im Deutschen äußerst positiv besetzt sind, d. h. *helfen* ist gut und edel.

Vom rein Sprachlichen her stellt sich nun die Frage, ob man helfen – also aktiv – auf einen Vorgang – wie sterben – einwirken kann, der sich zwangsläufig vollzieht. Sprachlich prüft man eine solche Frage am besten, indem man ein Verb aussucht, das einen ähnlichen Vorgang wie *sterben* beschreibt, bei dem aber eine Zusammensetzung mit *helfen* oder *Hilfe* noch nicht geprägt wurde. Nehmen wir einmal das Verb *ertrinken*. (Der Vergleich hinkt etwas, da eine rechtzeitige tatkräftige Hilfe den Vorgang des Ertrinkens mit Sicherheit aufhalten kann, was bei Sterben im Alter nicht der Fall ist.) Will man im Deutschen sagen »jemand hilft jemanden zu ertrinken«, dann würde man nie von *Ertrinkehilfe* sprechen, sondern davon, daß er ihn *ertränkt*. Da diese »Hilfe zum Ertrinken« als »Mord« oder »Todschatz« (s. u. »Strafrechtliche Aspekte«) bzw. Tötung von Tieren häufiger vorgekommen ist, hat die Sprache hierfür ein eigenes Handlungsverb mit involviertem Subjekt (Täter) und Objekt (Opfer) geschaffen, nämlich *ertränken*.

Damit scheint *Sterbehilfe* als produktive Bildung der deutschen Sprache, die gewisse Mechanismen für immer wiederkehrende sprachliche Gegebenheiten im Lauf der Jahrhunderte ausgebildet hat, theoretisch auszuscheiden. Gleichwohl ist *Sterbehilfe* inzwischen im deutschen Sprachgebrauch verankert.

Bei *Sterbehilfe* wird mit *sterben* ein positiv besetzter zweiter Wortbestandteil verknüpft, und so erhält das Wort eine Wendung ins Positive und kommt aus dem Ruch von *töten* heraus.

Sterbehilfe ist ein Kompositum, also ein zusammengesetztes Nomen. Solche Nomen können aufgelöst und durch Präpositionen, die die Art der Bindung kennzeichnen, verknüpft werden.

Zum Beispiel kann man *Eßzimmer* und *Eßgeräusche* zerlegen in: »Zimmer zum Essen« und »Geräusche beim Essen«. *Sterbehilfe* verhält sich bei dieser Auflösung mehrdeutig, d. h. es gibt mehr als eine Art der Auflösung, nämlich »Hilfe beim Sterben« und »Hilfe zum Sterben«. »Hilfe beim Sterben« kann wiederum bedeuten: »Hilfe während des Vorgangs des Sterbens« bzw. »jemandem in seinem Sterben helfen«.

Das, was die positive Wertung sprachlicher Art bei *Sterbehilfe* ausmacht, kommt wohl eher von der Auflösung zu »Hilfe beim Sterben«, denn von »Hilfe zum Sterben«. »Hilfe bei« einem Vorgang, der als unerwünscht, endgültig, schmerzlich empfunden wird, wird positiv gewertet. »Hilfe zu« diesem Vorgang hat diese positive Wertung nicht, obwohl, wenn man sich diese beiden möglichen Auflösungen nicht klar macht, »Hilfe zum Sterben« von der positiven Einschätzung von »Hilfe beim Sterben« profitiert und von seiner negativen Einschätzung etwas einbüßt.

Betrachten wir nun die Adjektive, die in den Äußerungen der »Gesellschaft« mit *Sterbehilfe* eine feste Verbindung eingehen: *indirekte/passive/aktive Sterbehilfe*.

Wir haben oben festgestellt, daß Hilfe eine Handlung ist, die ein aktiv bzw. willentlich handelndes Subjekt voraussetzt. Hilft man »indirekt«, so vollzieht sich diese Handlung auf Umwegen; das, was mit der »Hilfe« eigentlich bezweckt wurde, vollzieht sich nicht, oder nur mittelbar. Was sprachlich eigentlich gemeint ist, ist nicht »indirekte Sterbehilfe«, sondern »Hilfe beim Sterben«. Dadurch, daß man einem Sterbenden starke schmerzstillende Medikamente verabreicht, nimmt man in Kauf, daß die Herz-Kreislauf-Funktionen geschwächt werden und der Tod schneller eintritt. Damit wird aus der »Hilfe beim Sterben« indirekt eine »Hilfe zum (schnelleren) Sterben«, z. B. im letzten Stadium einer Krebserkrankung.

Passive Sterbehilfe ist sprachlich ein Widerspruch. Denn *Hilfe* setzt ein willentliches Handeln voraus (s. o.). *Passiv* bedeutet, daß man nichts tut, und den daraus resultierenden Effekt duldend in Kauf nimmt, ein Verhalten, das sich mit den semantischen Implikationen von *Hilfe* sprachlich »beißt«. Gemeint ist hier eher: »Unterlassen von Hilfe« bzw. »den Dingen ihren Lauf lassen«; diese beiden Formulierungen sind jedoch sprachlich eher negativ besetzt.

Aktive Sterbehilfe ist sprachlich eine Tautologie, denn *helfen* setzt aktives Verhalten voraus. Hier wird sprachlich eine Mogelpackung erzeugt, denn sowohl *aktiv* als auch *Hilfe* sind sprachlich äußerst positiv besetzt. Dadurch, daß man mit *aktive Sterbehilfe* ein Vorgehen positiv benennt, lenkt man ab von dem eigentlichen Sachverhalt, nämlich der »Tötung auf Verlangen«, die auch im StGB als Straftatbestand verankert ist und mit bis zu fünf Jahren Freiheitsentzug bestraft wird.

Zu einigen strafrechtlichen Aspekten

Unser Rechtssystem geht davon aus, daß nur Handlungen unter Strafe gestellt werden, die ein »geschütztes Rechtsgut« gefährden oder schädigen; d. h. hinter jeder Strafnorm steht ein solches »geschütztes Rechtsgut«. Im Zusammenhang mit »Selbstmord – Suizid« ist daher zu klären, ob hinter diesem Tun ein »geschütztes Rechtsgut« steht. – Die Besonderheit bei der Selbsttötung besteht allerdings darin, daß »Täter« und »Opfer« identisch sind. –

Welches »Rechtsgut« steht hinter »Mord«? In § 211 Abs. II Strafgesetzbuch heißt es:

Mörder ist, wer aus Mordlust, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, aus Habgier oder sonst aus niedrigen Beweggründen, heimtückisch oder grausam oder mit gemeingefährlichen Mitteln oder um eine andere Straftat zu ermöglichen oder zu verdecken, einen Menschen tötet.

Geschütztes Rechtsgut ist also das Leben des anderen »Menschen«.

In § 212 StGB wird der »Totschlag« gegen den »Mord« abgegrenzt; Abs. I lautet:

Wer einen Menschen tötet, ohne Mörder zu sein, wird als Totschläger mit Freiheitsstrafe nicht unter fünf Jahren bestraft.

Geschütztes Rechtsgut ist wiederum das Leben des anderen »Menschen«.

Hätte man »Selbstmord« unter Strafe stellen wollen, so hätte als »geschütztes Rechtsgut« nur das eigene Leben, nämlich das Leben des Selbstmörders angesehen werden können; die Gesellschaft, die eine solche Strafnorm erlassen hätte, hätte damit gleichzeitig ausgedrückt, daß sie dem einzelnen das Recht abspricht, über sein eigenes Leben bis hin zum freiwilligen Sterben zu verfügen. In unserem Strafgesetzbuch ist »Selbstmord« ausdrücklich nicht unter Strafe gestellt worden, denn hier greift der Grundsatz ein, daß ein »geschütztes Rechtsgut« verletzt sein muß, um eine Strafnorm zu rechtfertigen. So wie jemand beispielsweise sein eigenes Auto zerschlagen kann, ohne dafür bestraft zu werden, da er nur sich selber bzw. seinem ihm frei verfügbaren Eigentum Schaden zufügt, so wird davon ausgegangen, daß jemand selber seinem Leben ein Ende setzen kann. Das entspricht dem Menschenbild und den Freiheits- und Entfaltungsrechten unseres Grundgesetzes.

Insofern sind die Bedenken der Mitglieder der Gesellschaft für Humanes Sterben bezüglich des Begriffs *Selbstmörder* vom strafrechtlichen Standpunkt aus gerechtfertigt; wenn sie sich jedoch an die Terminologie des Strafgesetzbuches hielten, müßten sie dann den Begriff des *Selbsttotschlägers* einführen, denn der Totschläger tötet einen Menschen – in diesem Falle sich selbst –, ohne Mörder zu sein; wer tötet sich schon selbst unter den negativ qualifizierenden Merkmalen, die den Mord von Totschlag abheben?

Wenn ein strafrechtlich Informierter das Wort *Sterbehilfe* hört, muß er notwendigerweise an den naheliegenden, strafrechtlich relevanten Begriff der *Beihilfe* denken, der in § 27 Abs. 1 StGB wie folgt definiert ist:

Als Gehilfe wird bestraft, wer vorsätzlich einem anderen zu dessen vorsätzlich begangener rechtswidriger Tat Hilfe geleistet hat.

Da aber – wie oben aufgezeigt – die Selbsttötung straflos ist, weil die im Strafgesetzbuch normierten Tötungsdelikte sich gegen einen anderen richten, müssen notwendigerweise auch ein Versuch und die Teilnahme als solche straflos bleiben, das entspricht ständiger Rechtsprechung.

Nach einer Entscheidung des Bundesgerichtshofs folgt daraus, daß auch die fahrlässige Mitverursachung einer Selbsttötung oder eine sonstige fahrlässige Veranlassung des eigenverantwortlichen Handelns eines Selbstschädigers straflos ist; die Straflosigkeit folgt dogmatisch daraus, daß den Mitverursacher keine Sorgfaltspflicht trifft.

Die Strafbarkeit beginnt erst dort, wo der, der sich in irgendeiner Form an einer Selbsttötung beteiligt, Kraft überlegenen Sachwissens das Risiko besser erfaßt als der, der sich selbst gefährdet oder sich selbst tötet. Wenn es um die Frage der Strafbarkeit geht, geht es mithin immer um die Frage, ob jemand täterschaftlich an der Tötung eines Lebensmüden mitgewirkt hat. Die Frage, ob und wann Mitwirkung bei fremder Selbsttötung strafbar ist, ist im Schrifttum schon im Grundsätzlichen nach wie vor sehr umstritten und sehr zweifelnd behandelt worden. Einerseits wird für eine generelle, durch den Zumutbarkeitsgedanken begrenzte Rechtspflicht, die Selbsttötung zu unterlassen, eingetreten und es werden hieraus Folgerungen für die Strafbarkeit der Mitwirkung am Selbstmord gezogen. Andererseits wird im Selbstmord keine Rechtsgutverletzung gesehen, so daß ein Mitwirken Dritter schon deshalb sowohl als vorsätzliches wie als fahrlässiges Handeln straflos bleiben müßte. Demgegenüber wird wiederum die tatbestandslose und damit straflose Tat des Selbstmörders als Grundlage für die Tatherrschaft des Mitwirkenden begriffen, dessen Strafbarkeit davon abhängen soll, ob die Einwilligung des Selbstschädigers beachtlich ist oder nicht.

Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten des derzeitigen Sach- und Streitstandes hier darstellen zu wollen. Ganz entscheidend bei dieser noch im Fluß befindlichen Diskussion in Fachkreisen ist aber

stets das Merkmal der »Tatherrschaft«, wobei man wiederum die »geistige« Tatherrschaft – der »Täter« bringt jemanden durch Zureden oder Überreden zu einer Tat, ohne sonst dabei behilflich zu sein – und die »körperliche« Tatherrschaft – also durch direkte, eingreifende Beteiligung dieses »Täters« – unterscheiden muß, die aber wiederum generell als Einheit, also als einheitliche Tatherrschaft gesehen werden müssen.

Zur Verdeutlichung sei auf § 216 StGB – Tötung auf Verlangen – verwiesen:

Ist jemand durch das ausdrückliche und ernstliche Verlangen des Getöteten zur Tötung bestimmt worden, so ist auf Freiheitsstrafe von sechs Monaten bis zu fünf Jahren zu erkennen. Der Versuch ist strafbar.

Derjenige, der schließlich getötet worden ist, hat dies »ausdrücklich« und »ernstlich« gewollt; die Tat, also die Tötung, hat ein anderer ausgeführt.

Während Mord mit »lebenslanger Freiheitsstrafe«, und Totschlag mit »Freiheitsstrafe nicht unter fünf Jahren« bestraft wird, sieht § 216 StGB »nur« eine Freiheitsstrafe »von sechs Monaten bis zu fünf Jahren« vor, als Höchststrafe also jene, die beim Totschlag Mindeststrafe ist. Diese Strafmilderung ist auf die ganz besondere Situation zurückzuführen, die beim »Selbstmord durch fremde Hand« gegeben ist. Die »geistige Tatherrschaft« muß in diesem Falle völlig zweifelsfrei beim Lebensmüden liegen, der Täter nach § 216 StGB muß sie aber für sich zumindest im Sinne der »körperlichen Tatherrschaft« übernehmen. Genau dies führt dann aber zur Strafbarkeit, weil es ja wiederum um das geschützte Rechtsgut »Leben eines anderen« geht.

Wie weit hier aber die Diskussion schon gediehen ist, sei damit verdeutlicht, daß ein Alternativentwurf zum Strafgesetzbuch speziell zur »Sterbehilfe« erarbeitet worden ist, der die Möglichkeit eines Absehens von Strafe in den Fällen der Tötung auf Verlangen vorsieht.

Die Nomen, die die Täter-Eigenschaft bezeichnen

Kommen wir nun zu den abgeleiteten Nomen, die die jeweilige Täter-eigenschaft bezeichnen. Hier sind gemäß Strafgesetzbuch die folgenden definiert: *Mörder* und *Totschläger*. Andere Ausweichbegriffe gibt es – solange man sich rein auf die juristische Ebene begibt – nicht.

Wenn man – wie teilweise gefordert – von *Selbsttötung* den *Selbsttöter* ableitet, eine Wortbildung die im Deutschen nicht geläufig ist, dann müßte man analog auch den *Töter auf Verlangen* zulassen. Zu *Freitod* gibt es keine sprachlich akzeptable Täterbezeichnung.

Bei *Hilfe* tut man sich leichter, denn da ist der *Helfer* schon vorgeprägt. Die sprachlichen Bedenken, die sich bei dem die Handlung beschreibenden Ausdruck *Sterbehilfe* und der Fügung mit den drei Adjektiven einstellten, verstärken sich noch in der Täterbeziehung bei *indirektem/passivem/aktivem Sterbehelfer*. Besonders der *passive Sterbehelfer* bekommt dann einen negativen Beigeschmack, denn ein »passiver Helfer« ist kein »Helfer« im eigentlichen Sinn, sondern eher ein »Zuschauer«.

Zu *Suizid* gesellt sich der *Suizident/Suizidant*, ein Terminus, der bei Ärzten und Institutionen zur Behandlung von Leuten, die einen Suizidversuch hinter sich haben, gängig ist.

Fazit

Das Begriffspaar *Selbstmord/Selbstmörder* ist – vom juristischen Standpunkt aus – sicher nicht haltbar. Es handelt sich dabei jedoch linguistisch gesehen um einen Begriff, der seit altersher eingeführt ist. Das Begriffspaar *Suizid–Suizidant/Suizident* ist vom Juristischen her nicht belegt. Vom Linguistischen her handelt es sich um ein Fremdwort aus dem Lateinischen, das eben deshalb im deutschen Sprachraum nicht semantisch »durchsichtig« ist; es bedeutet jedoch auch nichts anderes als das deutsche *Selbstmord–Selbstmörder*. Das Begriffspaar *Totschlag–Totschläger* ist juristisch belegt, jedoch immer nur bezogen auf ein Opfer, nicht jedoch in bezug auf »*Selbsttotschlag«. Zu dem Begriff *Tötung auf Verlangen* gibt es wohl keine eingeführte Bezeichnung für den Täter, es sei denn man wollte einen Begriff *Töter/in auf Verlangen* einführen.

Schlußbemerkungen

Wenn wir zu den Ausgangsfragen zurückkehren und das berücksichtigen, was von linguistischer und juristischer Seite an den Diskussionen um »Sterbehilfe« und »Tötung auf Verlangen« festzumachen ist, so bleibt uns nur eine Wertung: Vorsicht!

Wir möchten nun nicht so verstanden werden, daß wir aus theologischen, moralischen oder sonstigen Erwägungen eine Beendigung des eigenen Lebens ablehnen, im Gegenteil: jeder soll das Recht haben, über sein Leben zu entscheiden und darüber, ob er es been-

den will oder nicht. Wegen der Entscheidung zur Beendigung des eigenen Lebens soll er keineswegs diskriminiert werden. Eine Reduzierung der Tatherrschaft auf die geistige Tatherrschaft – aber nur bei Menschen, die wegen ihrer körperlichen Funktionseingeschränktheit keine körperliche Tatherrschaft mehr ausüben können – scheint uns bedenkenwert.

Die Entscheidung zur Beendigung des eigenen Lebens sollte jedoch immer die Entscheidung des einzelnen sein und bleiben. Hier ist Publikumswirksamkeit und das in Szene setzen einer Gesellschaft nicht am Platz. Hier sind hauptsächlich Ärzte gefragt, die in einem Vertrauensverhältnis zu dem Patienten stehen, die die fachliche Kompetenz haben, Alternativen aufzuzeigen – aber bitteschön ohne ihre Überzeugungsfähigkeit für nur eine Lösung – nämlich den vorzeitigen Tod – einzusetzen.

Eine weitere Frage, die sich nicht mit linguistischen oder juristischen Problem Diskussionen beantworten läßt, sich aber implizit immer wieder aufdrängt, ist, inwieweit geschickt gemachte Angebote zu einer vorzeitigen Beendigung des Lebens auf die Bereitschaft des Patienten zur Rehabilitation und deren willentliche Unterstützung einwirken; ob sie nicht Bemühungen in dieser Richtung untergraben und eine optimale Rehabilitation verhindern, weil sie dem Patienten ständig eine »Hintertür« offen lassen.

Es stellt sich weiterhin die Frage, ob man eine solche »Hintertür« nicht auch anderen – z.B. sozial Schwachen – als »Eingang zum Paradies« vorgaukelt. Soziale Einzelprobleme – z.B. in Altersheimen – ließen sich auf diese Weise »lösen«, wenn man erst ein Bewußtsein der Art »alles ist besser als so weiterleben« geschaffen hat und »der Tod kommt ja so schnell und leicht«.

Und noch eins: wenn es schon sprachlich schwierig ist, bestimmte Begriffe abzugrenzen, wie viel schwieriger ist es, in der Realität zwi-

schen situationsbedingter Entscheidung und freier, unveränderlich fester Willensentscheidung zu unterscheiden. Wie schwierig ist es, eine Grenze zu ziehen, wo der Vollzug der Menschenwürde aufhört und der Mißbrauch anfängt. Wer will – als Mitglied einer »Gesellschaft für humanes Sterben« – entscheiden, ob in einem speziellen Fall die Entscheidung unverbrüchlich ist oder ob sie nur durch bestimmte Umstände herbeigeführt wurde.

Es gab eine Zeit, in der – auch Ärzte und nicht nur – Politiker genau wußten, was für Behinderte »das Beste« war, nämlich die Euthanasie, der »Gnaden«tod. Jedoch »Gnade« für wen oder von »wessen Gnaden«? Die Grenzen zwischen »Euthanasie« und »humanem Sterben« bergen zumindest die Gefahr in sich, zu verschwimmen. Und genau das sollte in Deutschland, auch wenn man noch so vergeblich ist, nie mehr möglich sein.

Wir danken dem Inter-Service Borgmann, Dortmund, für die Zusendung von Unterlagen zum Thema der Eröffnungsveranstaltung der 5. Internationalen Fachausstellung REHAB 88 »Aktive Sterbehilfe – Ende der Rehabilitation?« sowie für die Knüpfung von Kontakten zu Teilnehmern der REHAB;

Herrn Christian Joachimi, Bonn, einem von der aktuellen Problematik – als Tetraplegiker – direkt Betroffenen, dafür, daß er sich die Zeit für ein längeres Gespräch zum Thema »Sterbehilfe–Selbstmord« nahm;

Herrn Dr. Volkmar Paeslack, Heidelberg, der uns als Facharzt für Rehabilitation zu einem längeren Gespräch zur Verfügung stand, sowie

Der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben, Augsburg, für die Überlassung ihrer Werbeunterlagen.

Hans-Dieter Friedt ist Rechtsanwalt in Mannheim, Monika Kolvenbach wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Sprache

Neue Bücher über Sprache

Josef Klein: Die konklusiven Sprechhandlungen. Studien zur Pragmatik, Semantik, Syntax und Lexik von BEGRÜNDEN, ERKLÄREN – WARUM, FOLGERN und RECHTFERTIGEN. Tübingen: Niemeyer 1987 (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 76)

Hanspeter Ortner: Die Ellipse. Ein Problem der Sprachtheorie und der Grammatikschreibung. Tübingen: Niemeyer 1987 (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 80)

Regina Hessky: Phraseologie. Linguistische Grundlagen und kontrastives Modell deutsch-ungarisch. Tübingen: Niemeyer 1987 (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 77)

Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache. Hrsg. von W. Fleischer, R. Große, G. Lerchner. 7. Bd., Leipzig (VEB Bibliographisches Institut) 1987, 281 S., 56,- DM. – Der Band enthält fünfzehn Aufsätze zu Geschichte und Gegenwart des Deutschen, zu regionalen Entwicklungen (Elsaß, Böhmen, Mecklenburg) zu Lautlehre, Wortbildung, Semantik, Phraseologie und anderem.

Deutsche Lehnwortbildung. Hrsg. von G. Hoppe, A. Kirkness, E. Link, I. Nortmeyer, W. Rettig, G.D. Schmidt. Tübingen (Narr, Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache Mannheim) 1987, 467 S., 136,- DM. – Der Band enthält elf Aufsätze zur Erforschung der Wortbildung mit entlehnten Wortbildungs-Einheiten im Deutschen als der wissenschaftlichen Grundlage des geplanten Lexikons der deutschen Lehnwortbildung.

FÖRDERPREIS FÜR GERMANISTISCHE SPRACHWISSENSCHAFT 1989 DER HUGO MOSER STIFTUNG im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft

Höhe des Preises: DM 12.000

Begünstigte: Nachwuchswissenschaftler

Letzter Termin für Bewerbungen und Vorschläge: 31. August 1988

Die wichtigsten Bedingungen für die Verleihung des Förderpreises sind:

- Der Preis wird von der Hugo Moser Stiftung jährlich vergeben. Diese Stiftung wurde zur Förderung der germanistischen Forschung und Lehre durch Unterstützung von Nachwuchswissenschaftlern der Germanistik errichtet.
- Der Preis kann vergeben werden auf der Grundlage von
 - a) Eigenbewerbungen interessierter Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen
 - b) Vorschlägen von Hochschullehrern für germanistische Sprachwissenschaft aus dem deutschsprachigen Raum.
- Bewerbungen und Vorschläge sollten begründet werden mit einem Arbeitsplan oder einer noch nicht abgeschlossenen Arbeit zu einem Thema aus dem Bereich der germanistischen Sprachwissenschaft. Berücksichtigt werden in erster Linie Forschungsarbeiten, die besonderer Anstrengungen – auch finanzieller Art – bedürfen und die Forschungsschwerpunkte des Stifters fortführen.
Der Bewerbung bzw. dem Vorschlag sind neben dem Lebenslauf des betreffenden Nachwuchswissenschaftlers ein Exposé über Ziel und Gang des Forschungsvorhabens sowie Belege bereits erbrachter Forschungsleistungen beizufügen. Professoren in Lebenszeitstellung, hauptamtliche Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache und Nachwuchswissenschaftler, die älter als 40 Jahre sind, kommen als Bewerber nicht in Frage.
- Über die Preisvergabe entscheidet der wissenschaftliche Beirat der Stiftung. Die Preisverleihung erfolgt im Rahmen der Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache. Der Beirat hat die Möglichkeit, den Preis zu teilen oder in einem Jahr nicht zu verleihen. Die Auszahlung kann auch sukzessive nach Arbeitsfortschritt erfolgen.

Bewerbungen und Vorschläge sind zu richten:



An den
Wissenschaftlichen Beirat
der Hugo Moser Stiftung
Institut für deutsche Sprache
Friedrich-Karl-Straße 12
D-6800 Mannheim 1

W. ADMONI:

Sprach- und Literatur-
wissenschaftler –
Übersetzer – Dichter

Es war nach Mirra Guchmann aus Moskau zum zweiten Mal ein sowjetischer Germanist, der in diesem Jahr mit dem Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim ausgezeichnet wurde: Prof. Dr. Wladimir Admoni aus Leningrad.

Wladimir Admoni, 1909 im damaligen St. Petersburg geboren, Mitarbeiter an der Akademie der Wissenschaften in Leningrad und korrespondierendes Mitglied im Wissenschaftlichen Rat des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim, war niemals einseitig Linguist. Neben seinen Arbeiten zur deutschen Grammatik, die ihm internationales Ansehen in der germanistischen Linguistik verschafften, hat sich Admoni ebenso intensiv und erfolgreich mit Goethe, Jean Paul, Rilke sowie mit der skandinavischen Literatur des 19. Jahrhunderts beschäftigt.

Sprache als grammatisches, funktionales System, Sprache als literarische Ausdrucksform: damit ist der Wissenschaftler Admoni befaßt. Was ihm aber ebenso, wenn nicht noch mehr am Herzen liegt, ist das literarische Schaffen selbst. »Eigentlich bin ich Dichter«, bekennt Admoni in einem Pressegespräch, »das ist für mich die Hauptsache«. Und schließlich ist er auch noch Übersetzer, der sich mit Übersetzungen der Lyrik Rilkes ins Russische einen Namen gemacht hat. 1965 erschien das erste Rilke Lyrikbändchen auf Russisch. Und 1984 – das erste russische Lyrikbändchen mit Gedichten Admonis aus der Zeit von 1925–1983.

Für dieses umfassende und vielfältige Werk, sein Lebenswerk, wurde Admoni nun mit dem Konrad-Duden-Preis geehrt. Eine Auszeichnung auch für den hohen wissenschaftlichen Stand der sowjetischen Germanistik.

Tagungskalender

23.–25. 8. 1988

23. Linguistisches Kolloquium in Berlin
Informationen und Anmeldung: Ost-
europa Institut, »23. Linguistisches
Kolloquium«, Garystraße 55,
D-1000 Berlin 33

29. 9.–1. 10. 1988

19. Jahrestagung der Gesellschaft für
Angewandte Linguistik (GAL) e. V.,
Universität Passau. Rahmenthema:
Sprache und Politik. Anmeldung bei
der Geschäftsstelle der GAL, Universi-
tät Duisburg, Postfach 101503,
D-4100 Duisburg 1



Prof. Wladimir Admoni und Mannheims Oberbürgermeister Gerhard Widder bei der Preisverleihung im Mannheimer Schloß

KONRAD-
DUDEN-
PREIS

1988

IDS
JAHRES-
TAGUNG



In- und ausländische Sprachwissenschaftler bei der IDS-Jahrestagung zum Thema »Wortbildung und Phraseologie« vom 15.–17. März 1988 im Mannheimer Rosengarten

NICHT AUSZUSCHLIESSEN

In der Zeitungssprache setzt sich eine Unsitte immer mehr durch, nämlich die Rede davon, daß dies oder jenes, meist etwas Bedrohliches, *nicht ausgeschlossen* werden könne. So lesen wir etwa in der ZEIT vom 11. 1. 1985 unter der Überschrift »Nuklearer Winter«: »Einstimmiges Urteil dieser Experten: die Vernichtung der Menschheit ist nicht auszuschließen.«

Sie wissen es schlechterdings nicht, die Fachleute. Was sie indessen wissen, ist so kompliziert und so voller Wenn und Aber, daß es der Reporter auf der allfälligen Pressekonferenz an seinen Ohren vorüberraschen läßt und nur auf die Gelegenheit lauert, die eine Frage zu stellen, die den Leser am meisten interessiert: »Können Sie ausschließen, daß ...?« Aber wann könnte man das je?

Gerade im Bereich Umwelt kann heute kaum noch etwas ausgeschlossen werden: die Freisetzung von Dioxinen, weitere Zwischenfälle in Cattenom, eine Vergiftung durch Hydrazin, ein Restrisiko, Giftrückstände im Gemüse usw. (Belege aus 1985). Doch scheinen sich vorwiegend die Fachleute mit solchen Sorgen zu quälen, während Politiker und Bosse die Lage fest im Griff haben: »Im übrigen wies der OB darauf hin, daß die Entstehung gif-

tiger Dioxine mit Sicherheit ausgeschlossen sei« (Mannheimer Morgen vom 23. 4. 1986) oder »Eine Gefährdung für das Ökosystem im Fluß wird ausgeschlossen, erklärte ein Firmensprecher« (Mannheimer Morgen vom 29. 11. 1986).

Wenn Politiker zu dieser Phrase greifen, ist die Sache oft so gut wie beschlossen: »Blüm schließt Erhöhung der Rezeptgebühren nicht aus« (Mannheimer Morgen vom 22. 10. 1986). Dies gilt bekanntlich besonders dann, wenn ein klares Dementi erfolgt: »Der Frankfurter Oberbürgermeister hat gestern Meldungen vom Vortag zurückgewiesen, in denen Äußerungen von ihm dahingehend interpretiert worden waren, daß er die Übernahme politischer Aufgaben in Bonn nicht ausschließe«, hieß es kurz vor der Berufung Walter Wallmanns zum Bundesumweltminister (Mannheimer Morgen vom 20. 3. 1985).

Man kann so auch trefflich verbergen, daß man eigentlich gar nichts weiß. Schon am 1. 7. 1969 schreibt die WELT: »Die Polizei schließt politische Motive der Täter nicht aus« und der Mannheimer Morgen meldet am 13. 10. 1986: »Weitere Anschläge auf Politiker werden nicht ausgeschlossen.«

Der Leser tut jedenfalls gut daran, genau zu fragen, ob es nur um ein Restrisiko oder eine realistische Gefahr geht, wenn er auf diese Phrase stößt. Manchmal kann sich, je nach Standpunkt, sogar Hoffnung daran knüpfen: »Spätere Heirat nicht ausgeschlossen.«

Wolfgang Teubert

Leserforum

»Sprachschrott«

Zum Beitrag von Ulrike Haß über »recykeln« im SPRACHREPORT 4/87 schreibt Helmut Zimmermann aus Stuttgart:

Über die erfrischende Sprachglosse, die so eindringlich zeigt, wie man aus einem englischen Wort mittels deutscher Grammatik einen herrlichen Sprachschrott zaubern kann, möchte ich mich herzlich bedanken. Oder sollten diese Wortspielereien etwa ernst gemeint sein und eine neue »Euro-Linguistik« einleiten. Dann allerdings kann ich nur sagen: Nein, danke!

Schade, daß man die deutsche Sprache nicht wie ein Kleidungsstück in die Reinigung geben kann.

Helmut Zimmermann, Stuttgart

IMPRESSUM

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache,
Postfach 101621, 6800 Mannheim,
Tel.: 0621/4401-1

Redaktion: Bernd Ulrich Biere, Ulrike Haß,
Bruno Strecker, Wolfgang Teubert

Druck: Druckhaus Beltz, Hemsbach/Berg-
straße – ISSN 0178-664 X

Auflage: 3000

Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: DM 12,-; Einzelheft:
DM 4,-. Bezugsadresse: Institut für deut-
sche Sprache, Friedrich-Karl-Straße 12,
Postfach 101621, 6800 Mannheim 1

SPRACHE HAT UNS WAS ZU SAGEN!

Deshalb



SPRACH REPORT

P 20157 F

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Reden Sie mit! Per Abonnement:

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 12,- DM einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab Heft ___/88. Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zuname: _____

Adresse: _____

Datum: _____ 1. Unterschrift: _____

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, daß ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: _____ 2. Unterschrift: _____

An: Institut für deutsche Sprache, – Sprachreport –, Postfach 101621, 6800 Mannheim 1